



Jeden Sonntag erscheint  
eine Nummer.

Dreißigster Jahrgang.

N<sup>o</sup> 50.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer  
15 Pfennig.

## Sanda.

Eine Geschichte aus Rumänien

von

Marco Prociner.

(Fortsetzung.)

In der Schenke ging es inzwischen hoch her. Die Nachricht, daß Grigorie bei Moş Ali geige, hatte drei Männer in die Schenke gelockt, welche als die lustigsten und ausdauerndsten Zecher von ganz Ungarn bekannt waren. Zuerst war Pope Anastas erschienen, ein großer, starkknochiger, in einen schabigen Talar gehüllter Mann, in den Fünzigern, mit langwallendem Haupthaar, einem langen grauen Bart, der seinem ausdrucksvollen Gesicht mit den großen dunklen Augen und der hohen, gewölbten Stirn ein ehrwürdiges Aussehen verliehen haben würde, wenn nicht die scharf vorspringende Nase darin so verdächtig roth gefunkt hätte. Pope Anastas behauptete, daß diese Nasenröthe von einem chronischen Magenleiden herrühre, aber diese Angabe fand wenig gläubige Ohren. Denn wenn auch dieses Magenleiden als entschuldigendes Motiv dafür gelten konnte, daß Pope Anastas früh Morgens ein halbes Duzend Gläschen Juica (Pflaumenbrandwein) verschluckte und dasselbe Experiment dreimal im Laufe des Tages wiederholte, so konnte man doch unmöglich einen Kaufmann zwischen dem Magenübel und der Thatsache finden, daß mitleidige Seelen mindestens dreimal wöchentlich den Seelsorger von Ungarn aus irgend einem Strafengraben auflösen und seiner Ehefrau in's Haus brachten. Also kurz und gut: Pope Anastas war ein gediegener Trinker, was er auch dagegen sagen mochte. Man würde ihn sogar unbedingt an die Spitze der Saufbolde von Ungarn gestellt haben, wenn ihm nicht Florea Striga-in-drum, der einige Minuten nach dem Popen in die Schenke trat, den Rang streitig gemacht hätte. Florea war ein schwächliches, an die vierzig Jahre altes Männlein, ungelämmt und ungewaschen, mit einem pfiffigen Gesicht und einem struppigen Kopf, auf dem eine hohe Lammfellmütze verwehen saß. Seinen Beinamen Striga-in-drum (der Schreier auf der Gasse) verdankte er dem Umstande, daß er, so oft er betrunken war, mitten in der Straße sich hinsetzte und rief: „Ich habe fünf Töchter verheirathet und keinen einzigen Bau (Centime) Schulden!“ Der

Mann sprach die Wahrheit, er hatte in der That fünf Mädchen verheirathet und hatte keine Schulden. Des letzteren Vorzuges erfreute er sich aber wohl nur aus dem Grunde, weil ihm die durch unangenehme Erfahrungen gewinigten Schenkwirthe des ganzen Bezirkes kein Gläschen Wein oder Schnaps verabreichten, bevor er nicht das Geld hierfür auf den Tisch legte. Kurz nach dem Erscheinen Florea's trat ein intimer Freund desselben, Nihu Cocostirc, in die Wirthsstube. Das war ein baumlanger Bursche

mit Beinen wie ein Storch, mit einem verschwindend kleinen, bartlosen Gesicht und fuchrothem, kurzgeschorenem Haupthaar. Cocostirc war ein scheuer, wenig sprechender Gesell, aber hiebei ein geriebener Schelm und der verwegenste Pferdedieb des ganzen Bezirkes. Diese drei geschilderten Personen, welche den Margarit mehr oder weniger kannten, waren hoch erfreut, als sie denselben in der Schenke begrüßten. Wußten sie doch, daß Margarit, wenn er gut gelaunt war, das Geld verschleuberte, daß es eine Art hatte,

und Jedermann freihieß. Und Margarit schien heute sogar sehr gut gelaunt zu sein. Pope Anastas hatte ihm zugestimmt, daß er das Todtengebet für die Seele des armen Gendarmen verrichtet habe, und diese Mittheilung erhöhte noch Margarit's animirte Stimmung. Er bestellte Wein, schenkte die Gläser voll und stieß bald mit dem Einen, bald mit dem Andern an. Grigorie begann eine lustige Weise aufzuspielen und gab sodann mehrere Lieder zum Besten, die er mit einer etwas heiseren Variationsstimme vortrug und wobei die vier Zecher mitliefen. Anfangs machte sich dieß recht schön, bald aber begann Florea den Einflüsterungen seines eigenen musikalischen Genius zu folgen und mußte jedesmal durch einige gewaltige Rüsse, die ihm Pope Anastas unter dem Tische verabreichte, gezwungen werden, seine gesanglichen Improvisationen einzustellen. In den Zwischenpausen produzirte sich Cocostirc als Nachahmer von allerhand Thierlauten: er balzte wie ein Auerhahn, gluckste wie eine Henne nach dem Eierlegen, quiekte wie ein Ferkel, wieberte wie ein Füllen, und all' dieß mit einem so täuschenden Naturalismus, daß Pope Anastas und Florea vor Lachen sich ausschütteten.

Margarit aber lachte nicht, er lächelte kaum. Bald nach Beginn des Zechgelages war nämlich seine überprudelnde Lustigkeit auf einmal verflogen; er sang und juchzte zwar mit den Andern und sprach dem Weine tapfer zu, aber er that all' dieß ein wenig gezwungen und wie Einer, dessen Gedanken anderswo weilen. Und dem war auch so. Denn kaum hatte Grigorie den ersten Bogenstrich geführt, als das Bild Sanda's plötzlich vor ihm auftauchte, aber ebenso jäh wieder verschwand. Nach einer Weile jedoch, als Grigorie ein schwermüthig süßes Volkslied sang, da mußte er wieder an Sanda denken, an ihre schlante Gestalt, an ihr weißes Gesicht und an den rothen Mund mit den weichen, vollen Lippen, die er geküßt. Und er schüttelte dabei unwillig den Kopf, als wollte er die Erinnerung daran



Auf dem Frühstückstische. Zeichnung von H. Giacomelli. (S. 594.)

wie eine Schneeflocke abschütteln, die Einem im Winter in den Haaren hängen bleibt. Aber das Bild Sanda's wollte aus seiner Seele nicht weichen.

So waren einige Stunden verstrichen; es war bereits Mitternacht, als eine längere Pause eintrat, welche die armen, schweißbedeckten Zigeunermusikanten zu einer gründlichen Anfeuchtung ihrer Kehlen benutzten. Da begann plötzlich Pope Anastas, welcher sehr gut gelaunt und bereits hochgradig angeheitert war, ein geistliches Lied zu näseln, wurde aber hierbei von einem gewaltigen Husten überfallen, der seinem Gesang ein jähes Ende bereitete.

„Der Ton will nicht mehr so recht aus der Kehle wie einstmal“, seufzte er kopfschüttelnd, „man wird eben alt. Vor zehn, fünfzehn Jahren hättest ihr mich hören sollen, da erdröhnten die Fenster der Kirche, wenn ich sang. Das war eine schöne Zeit!“

„Ja, das war eine schöne Zeit“, bestätigte Moseh Ilie, der sich den ganzen Abend schweigend verhalten hatte. „Dazumal“, fuhr er fort, „lebte noch meine Paraschiza und meine arme Sanda war ein fröhliches Kind mit schönen blauen Augen. Erinnerst Du Dich noch daran, Pope Anastas?“

Ob sich Pope Anastas noch daran erinnerte? Der Tag, an dem Sanda getauft wurde, die Kuchen, die Henne und die Eier, die er aus diesem Anlasse für seine geistliche Mühewaltung erhalten; der Unglückstag, an dem Paraschiza, das blonde Weib des Moseh Ilie, vom Blitz erschlagen worden war und Sanda das Augenlicht eingebüßt hatte, die solenne Prügellei nach der Beerdigung beim Todenschmaus, all' dieß, bemerkte Pope Anastas, stand vor seinem geistigen Auge so licht und klar, als wär' es gestern erst geschehen. „Aber Deine Sanda“, fügte er tröstend hinzu, „bleibt bei alledem doch ein schönes, kluges Mädchen, und was ihr Unglück betrifft, so ist dieß eben eine Schickung des Allmächtigen, dessen Rathschlüsse unerforschlich.“

„Amen“, sagte Florea, der in seiner Angetrunkenheit zwar nicht recht wußte, von was man sprach, aus dem salbungsvollen Tone aber, mit welchem der Pope gesprochen, schloß, daß es sich um erbauliche Dinge handle, bei denen man allemal ein Amen anbringen könne.

Es trat eine Pause tiefen Schweigens ein.

„Grigorie, spiel' mal eine Hora“ auf“, unterbrach dieselbe Margarit, indem er sich erhob, „aber eine Hora, daß die Saiten Deiner Fiedel springen.“ Er griff in die Tasche, holte ein Geldstück hervor und warf es dem Zigeuner hin. „Und nun, Kinder“, rief er aus, „wollen wir tanzen!“

Dieser Vorschlag fand allgemeinen Beifall.

Bald darauf ertönten die lustigen Klänge der Hora. Die Recher formirten einen Kreis, saßen sich bei den Händen und der Tanz begann.

Mit Ausnahme Margarit's, der ein unverwundlicher Trinker war, standen die drei Anderen sehr schwach auf den Beinen und so geschah es, daß sie nach einer halben Stunde athemlos und ermattet zusammenbrachen.

„Ihr seid Kinder“, rief Margarit ärgerlich aus, als er sich allein sah. „Grigorie“ wendete er sich an den Chef des Zigeunerorchesters, „spiel' mir' mal einen Brau,“\*) so eine Hora ist mir zu langsam.“ Und wie die rasenden Klänge des Brau ertönten, da warf er das Haupt zurück, stemmte die Arme auf die Hüften und begann wie selbstvergessen zu tanzen. Sein gelbblondes, wallendes Haar flog in der That, wie Miron bemerkt hatte, gleich einer Löwenmähne um sein bleiches Gesicht, seine Augen funkelten und die Dielen erzitterten unter den mächtigen Schlägen seiner eisenbeschlagenen Schuhe. Nach einer Weile hielt er athemlos inne, schwankte zum Tische, ergriff ein volles Glas Wein und leerte es auf einen Zug. Dann wischte er sich mit dem Hemdärmel den perlenden Schweiß von der Stirne und sagte: „Ohne Weiber da ist es doch kein richtiges Tanzen! Wo ist Deine Sanda?“ wendete er sich an Moseh Ilie.

„Sie schläft!“ versetzte dieser.

„Ach was!“ stieß er heftig hervor, „so wech' sie, sie soll mittanzen!“

Moseh Ilie schaute ihm verblüfft in's Gesicht.

„Du sprichst doch nicht im Ernst?“ murmelte er.

„Im vollsten Ernst!“ rief Margarit aus und stampfte mit dem Fuß auf den Boden, „wech' sie, sie soll mit mir tanzen, ich will es, hörst Du?“

„So denk' doch nur, Margarit“, sagte Moseh Ilie besorgt, „wie soll das arme blinde Kind mit Dir tanzen? Das ist ja was Unerhörtes.“

„Ich will Dir was sagen“, brauste Margarit auf, ergriff den Schenkwirth am Arme und zerrie ihn zur Thüre, die in den Flur ging, hinaus. „Hör', Moseh Ilie“, begann er drohend, „Du weckst mir auf der Stelle Sanda, oder —“

„Ich kann nicht, ich will nicht!“ jammerte der Arme.

„So will ich es selbst thun!“ schrie Margarit und eilte einige Schritte bis zur Thüre der Stube, in der Sanda schlief.

Moseh Ilie war ihm nachgerannt.

„Du darfst das Zimmer meines Kindes nicht betreten, ich dulde es nicht!“ schrie er verzweifelt auf und klammerte sich trampfhaft an Margarit.

Dieser aber stieß ihn heftig von sich, drückte die Klinke und trat in die Stube, in welche hinter ihm Moseh Ilie hineinstürzte.

„Hab' Erbarmen mit meinem armen Kinde, Margarit“, flehte er leise, „wech' sie nicht, sie schläft!“

Margarit erwiederte keine Sylbe, er schloß die Thüre und blieb bei derselben stehen.

In der Stube herrschte ein seltsames Halbdunkel. Durch den herabgelassenen blütenweißen Fenstervorhang schimmerte das Mondlicht gedämpft herein und umwebte wie mit einem zarten Silberschleier den niedrigen Divan an der der Thüre gegenüber liegenden Wand, auf welchem, mit einer leichten weißen Tuchdecke umhüllt, Sanda schlummerte. Ueber dem Kopfe des Divans hing unter einem glühenden Heiligenbilde eine kleine, ewige Lampe; das bläuliche Licht derselben zitterte flimmernd über Sanda's bleiches Gesicht mit den geschlossenen Augen und umspielte ihre aufgelbsten goldigen Locken, zwischen welchen, weiß wie Alabaster, der Hals hervorschimmerte. Die kleinen, zarten Hände lagen über der Brust gekreuzt, deren schwellende Rundung in ruhigen Athemzügen sich hob und senkte. Das blinde Mädchen schlummerte tief und friedlich. Und wie sie so dalag, still und bleich und so wunderbar schön, um die Lippen des halbgeöffneten Mundes ein leises, traumhaftes Lächeln, über ihrem Haupte die bläulich flimmernde ewige Lampe und das silberglühende Heiligenbild, da überkam Margarit, den dieser Anblick auf seinem Plage wie angewurzelt festhielt, ein heiliger Schauer. Seine Augen hingen gebannt an dem lieblichen, von dem märchenhaften Licht umflossenen Gesicht, dessen milde, klare Ruhe wie mit einer sanften Zauberwelt ihn umfing und in seinem Herzen ein wunderliches Gefühl — halb süße Lust, halb schmerzliche Nüchternung — erweckte. Da schien es ihm plötzlich, als wenn ihre Lippen sich bewegten und seinen Namen flüsterten. Einen Augenblick stand er erstarrt da, dann that er einen Schritt zu ihrem Lager und ergriff ihre Hand. Sie fuhr empor und stieß einen Schrei aus. Moseh Ilie sprang hinzu, umschlang das Mädchen und rief:

„Erstreck nicht, Sanda, ich bin es!“

„Du bist es, Vater?“ versetzte sie. „O, wie bin ich erschrocken und wie mir das Herz schlägt! Aber mir scheint, es ist noch Jemand hier.“ fügte sie ängstlich hinzu.

„Der Margarit ist es, liebe Sanda.“

„Margarit?“ stammelte sie, ihr Haupt an die Brust ihres Vaters schmiegend und die Decke an sich ziehend.

„Ich wollte Dich zum Tanze holen“, sagte Margarit leise, „es war ein unglücklicher, dummer Gedanke. Aber ich habe ein wenig zu viel getrunken, und da wußte ich nicht recht, was ich that. Sei nicht böse, Sanda!“

„Zum Tanze, mich, die Blinde, und mitten in der Nacht?“ sagte sie mit gebrochener Stimme, „und Du hast wohl gedacht, ich werde gleich aufstehen und in die Schenke kommen, um mit euch Allen dort zu trinken und zu tanzen, damit Du eine Freude hast und mich wieder verspotten kannst.“ Sie konnte nicht weiter sprechen, ein trampfhaftes Schluchzen erschütterte ihren Leib.

Dieser gewaltige Ausbruch eines tiefen Seelen Schmerzes schnitt Margarit in's Herz.

O, wie gerne wollte er sie besänftigen, sein Unrecht wieder gut machen, aber er fand kein begütigendes Wort, das ihre Thränen hätte hemmen können. Plötzlich flog ihm ein rettender Gedanke durch den Kopf. „Es ist ja nicht wahr, was ich gesagt habe“, rief er aus, „ich wollte Dich nicht zum Tanze holen, sondern von Dir Abschied nehmen!“

„Ja, ja“, bestätigte Moseh Ilie, der die Absicht dieser Nothlüge sofort begriff, „er wollte von Dir Abschied nehmen, denn er geht vielleicht schon morgen fort, morgen schon in aller Frühe. Und da bat er mich, Dich zu wecken. Ich werde vielleicht Deine Sanda,“ so sagte er zu mir, „lange nicht wiedersehen, und darum möchte ich ihr zum Abschied ein paar gute Worte sagen wegen der Geschichte von heute Abend.“ Und weil er so bat, hab' ich ihm den Willen gethan. Daß er mir in Deine Stube nachrennen werde, wußte ich freilich nicht. Aber der Mensch hat etwas viel getrunken, da muß man ihm schon was zugute halten. Das ist die Wahrheit, Sanda, ich schwör' es Dir.“

Diese Worte, welche Moseh Ilie mit sprudelnder Hast und mit dem Tone vollster Wahrhaftigkeit gesprochen, blieben auf Sanda nicht ohne Wirkung, ihr Schluchzen verstummte. Sie schrie eine Weile, dann sagte sie:

„Er geht so schnell fort und ist kaum erst gekommen. Früher, wenn er herkam, blieb er immer einige Tage.“

„Ich könnte auch jetzt noch einige Tage bleiben, wenn ich gerade wollte“, versetzte er verlegen lächelnd.

„So bleib!“ flüsterte sie.

„Ich werde bleiben“, sagte er; „gute Nacht, Sanda!“ Dann verließ er die Stube.

Als Margarit in die Schenke zurückkehrte, herrschte darin tiefe Stille. Die Zigeunermusikanten hatten sich draußen vor der Thüre der Wirthsstube hingelagert und lauschten einer Geschichte, die ihnen die Baba Cloanza flüsternd erzählte: Cocostire saß auf dem Schenktisch und wuschte sich dicke Thränen von den Augen. Er hatte nämlich die eigenthümliche Gewohnheit, jedesmal, so oft er betrunken war, an allerhand traurige Ereignisse in seinem Leben sich zu erinnern. Dießmal war das Bild seines vor fünfzehn Jahren verstorbenen Vaters in ihm aufgetaucht und erpreßte ihm zahlreiche und bittere Thränen. Auf der Bank neben der Thüre lag Florea Striga-in-drum hingestreckt, schaute leise lächelnd vor sich, blies Ringe aus dem Rauche seiner Cigarette und all' dieß mit dem Behagen

eines Menschen, der sich in einem Zustande vollständiger Zufriedenheit befindet, während Pope Anastas auf dem Fußboden mit untergeschlagenen Beinen saß, eine halbgefüllte langhalsige Flasche vor sich, die er ab und zu zum Munde führte, die Zwischenpausen mit Selbstgesprächen ausfüllend. Was der Pope sprach, war nicht recht verständlich, aber es mußte ein sehr unterhaltender Monolog sein, denn er lachte in einem fort still vergnügt vor sich hin. Margarit, dessen Eintritt von den Anderen kaum bemerkt wurde, schaute dieselben mit seltsamen, fast wirren Blicken an. Er war nicht betrunken, denn er stand fest auf den Beinen, und es war ihm doch so trunken zu Muth, so unsagbar fröhlich, daß er aus tiefster Seele hätte aufjauchzen mögen, und dann wieder so weh und schmerzschwer, als wäre ein großes Unglück über ihn hereingebrochen. Und wohin er auch blicken mochte, stand Sanda's Bild vor seinen Augen, so wie er sie vor einigen Minuten gesehen, bleich und still und das feine Gesicht so wunderbar schön trotz der blinden Augen. O, diese Augen! Wie Margarit daran dachte, da fuhr es ihm wie ein Dolchstich in's Herz. Ein tiefer, bitterer Groll stieg in ihm auf und er ballte unwillkürlich die Fäuste. Es laufen Tausende, Millionen von Mädchen in der Welt herum und keines so schön, so klug und so lieb wie Sanda und sie haben Alle offene Augen, und wenn sie Jemandem ein liebes Wort sagen, so schauen sie ihm dabei in's Gesicht, und warum nur Sanda nicht? ... Da lachte plötzlich Pope Anastas auf, es war ein glückliches Lachen, das aus voller Brust kam. Margarit erwachte wie aus einem Traume. Er trat zum Popen heran.

„Höre, Pope“, sagte er rauh, „Du bist ein geistlicher Mann und hast wohl auch viel in Büchern gelesen und mußt es daher wissen: gibt es einen Gott?“

Pope Anastas, dem diese Frage ziemlich komisch vorkam, antwortete nicht sogleich. Er that zuerst einen tiefen Zug aus der Flasche, erhob sich dann schwerfällig und sagte, die Hand zutraulich auf Margarit's Schultern legend:

„Freilich gibt es einen Gott, mein lieber Junge, denn sonst wären ja keine Popen und keine Kirchen auf der Welt!“

„Und dieser Gott ist ein guter, barmherziger Gott?“ fragte Margarit weiter.

„Ganz zweifellos!“

„Du lägst, Pope!“ brauste Margarit auf.

Pope Anastas zog ein wenig die Augenbrauen zusammen. Hätte es sich um gewöhnliche weltliche Fragen gehandelt, so würde er sich durchaus nichts daraus gemacht haben, wenn ihn Margarit öffentlich einen Lügner gescholten, hier aber handelte es sich um eine Sache, die in sein Fach einschlug. Und da wagte ein Mensch, der kaum seinen Namen hinschreiben kann, ihm, einem Popen, der die Weihe regelrecht erhalten, in's Gesicht zu sagen, daß er lüge. Das durfte Pope Anastas nicht auf sich sitzen lassen. Aber mit Grobheit war bei Margarit nichts auszurichten, dem mußte man auf eine feine Weise beibringen, daß man ihm überlegen sei.

„Gut“, sagte Pope Anastas lächelnd, „nehmen wir an, ich lüge, aber wie willst Du dieß beweisen? Beweise es mir, Margarit, und ich zahle Dir eine Flasche Obobescer Wein!“

„Ich beweise nichts!“ stieß Margarit hervor, „ich frage nur: wenn es einen Gott gibt und dieser Gott barmherzig und gut ist, warum ist Sanda blind?“

Diese unerwartete Frage brachte den Popen ein wenig aus der Fassung, er legte den Zeigefinger auf seine leuchtend-rothe Nase und schaute nachdenklich vor sich.

„Darum sage ich“, fuhr Margarit fort und stampfte dabei mit dem Fuß auf die Diele, „darum sage ich, daß Du lägst!“

Florea Striga-in-drum, welcher auf die Bank hingestreckt lag und dem theologischen Disput aufmerksam gelauscht hatte, erhob sich bei den letzten Worten Margarit's, fraute sich hinter den Ohren und warf die schüchternste Bemerkung hin, daß es denn doch einen Gott geben müsse, da man es nur mit Gottes Hülfe fertig bringen könne, fünf Töchter zu verheirathen, ohne einen einzigen Ban Schulden zu haben.

Diese Bemerkung schien dem Popen ausnehmend zu gefallen, denn er begann unabding zu lachen. Dieses Lachen brachte Margarit außer sich.

„Es gibt also einen guten, barmherzigen Gott!“ sagte er mit einer unheimlichen Ruhe, den Popen an der Achsel packend.

Der Pope wurde ernst.

„Einen guten, barmherzigen Gott!“ wiederholte er trohig und seine Augenbrauen zogen sich finster zusammen.

„Trotzdem, daß Sanda blind ist?“ fuhr Margarit fort und die Adern an seiner Stirne begannen mächtig anzuschwellen.

„Trotzdem!“ schrie der Pope auf.

Die Zigeuner und die Baba Cloanza waren inzwischen in die Schenke getreten und harrten spannungsvoll der kommenden Dinge. Margarit und Pope Anastas standen sich Aug' in Auge gegenüber, sie waren von fast gleicher Größe. Eine Weile standen sie so und es war so still in der Schenke, daß man die leuchtenden Athemzüge Margarit's vernehmen konnte. Plötzlich hob er die Rechte und seine geballte Faust fiel so schwer und wuchtig auf die linke Achsel des Popen, daß dieser mit einem lauten Beifall zusammenknickte. Die schmerzliche Empfindung des Faustschlages hatte die kriegerische Stimmung des Popen im Nu verflüchtigt und die praktische Erwägung in ihm erweckt, daß

\*) Die Hora ist der rumänische Nationaltanz.

\*\*) Der Brau ist ein dem ungarischen Csardas ähnlicher Tanz.

er durch die Empfangnahme dieses einen Schlags seinen Gottesglauben hinreichend dokumentiert habe und die Rache für den ihm zugefügten Schimpf getrost dem himmlischen Vater überlassen könne.

„Du magst Recht haben, Margarit,“ begann er mit einem schmerzlichen Lächeln und rief sich dabei mit der Hand die linke Achsel, „wenn man denkt, daß so ein gutes, liebes Mädchen wie die Sanda blind ist, so muß man an Gottes Barmherzigkeit verzweifeln. Trinken wir noch ein Gläschen Schnaps!“

Margarit ließ den Popen los, warf sich auf die Bank hin und schaute eine Weile düster vor sich. Dann fuhr er empor, rief den Grigorie, zog eine Banknote aus der Tasche hervor, spuckte darauf, kletterte sie hernach dem Zigeuner auf die Stirne und sagte: „Diese zwanzig Franken sind Dein, Grigorie, aber eine Doina mußt Du mir dafür spielen, weißt Du, eine Doina!“

Grigorie verneigte sich demütig, winkte seine Genossen heran, legte die Fiedel an's Kinn und begann zu spielen. Die Banknote, die an seiner Stirne klebte, die verschiedenartigen Gläschen Wein und Schnaps, die er während der letzten Pause rasch nach einander getrunken und wohl auch der künstlerische Ehrgeiz, sein Können zu zeigen, alle diese Momente wirkten auf Grigorie ein, so daß er so seelenvoll und hinreißend wie noch nie spielte. Das Kinn auf die Fiedel krampfhaft pressend, um die Lippen ein leises Lächeln, die Augen halb geschlossen, so stand er, von seinen drei Genossen umringt, vor Margarit und der Bogen flog leicht und weich über die Saiten. Es war ein seltsames Spiel, grell und regellos, die Fiedel ächzte und wimmerte und klagende Töne, bald hastig und abgebrochen, bald langgezogen wie Schmerzensschreie aus einem zerrissenen Menschenherzen entströmten ihr und wühlten sich tief in Margarit's Seele hinein. Sein Haupt sank auf die Brust, die Arme fielen ihm schlaff herab; so sah er traumverloren da und jeder Ton aus Grigorie's Fiedel zauberte blühschnell ein neues Bild vor seine Augen. Das flog anfangs unsagbar und verschwommen vor ihm, bis ein Bild von greifbarer Deutlichkeit alle anderen verdrängte und mit schrecklicher Klarheit vor ihm stand: jene Szene im Wäldchen bei Bukarest, wo er den Gendarmen erstochen hatte. Er hörte den gellenden Aufschrei des Ermordeten, er sah ihn hinstürzen, er vernahm sein Röcheln, er sah das rothe Blut aus der Brustwunde strömen und das totenbleiche, schmerzverzerrte Gesicht und die starren Augen mit dem grauenhaften Blick... und hoch oben zwischen jagenden, wildzerrissenen Wolken drängte sich der helle, volle Mond hervor und blickte groß und still herab... Margarit stöhnte leise, ein Beben flog durch seinen Leib. Er fuhr mit der Hand über die Augen, als wolle er das grauenhafte Bild verschrecken. Da flog es plötzlich von Grigorie's Fiedel so wehmützig süß und die weichen, zauberhaften Klänge wehten ihn so wunderbar an. Das Schreckbild verschwand und ihm war plötzlich, als stünde er wieder vor Sanda's weissem Lager und blickte hinauf auf ihren schönen, wie von einem Heiligenschein umleuchteten Kopf und hörte die lieben Worte: „So bleib!“ „Sanda!“ flüsterte er leise. Da schlug die Melodie jäh um, das war ein bacchantisches, wildfreudiges Spiel, das klang wie das Lachen einer Menschenseele, die aus schweren Qualen in trunkenen Selbstvergessenheit, in ein Meer von Lust und Liebe sich stürzt. Margarit sprang auf, eine schnuckelnde Glut stieg in ihm auf und peitschte ihm das Blut in die Wangen. Er mußte an sich halten, um nicht hin zu Sanda zu stürzen, sie an seine Brust zu reißen, ihr Gesicht mit heißen Küssen zu bedecken, in seine Arme sie zu schlingen und fort, fort mit ihr zu rennen, weit, weit hinaus in die Welt, über alle Berge, zu einem einsamen, weltvergessenen Winkel, fern von allen Menschen... Auf einmal ward es still. Margarit wischte sich den Schweiß von der Stirne und die Augen zu Boden geheftet, verließ er, ohne ein Wort zu sprechen, die dumpfe Schenkstube. Die frische Nachtlust umwehte ihn, er athmete sie mit vollen Lungen ein und wanderte ziellos die Fahrstraße entlang. So gelangte er nach Ungureni; es herrschte Todtensille in der langgestreckten Straße, nur ab und zu bellte ein Hund den einsamen Wanderer an. Bald hatte er das Städtchen hinter sich. Er stand im freien Felde. Von den Bergen her, die halbkreisförmig die Ebene umschlossen, durch die wie ein glühendes Silberband der Fluß sich schlängelte, strich ein scharfer, rauher Wind, der in seinem Haare wühlte und den Staub von der Fahrstraße ihm in's Gesicht trieb. Ab und zu flog eine dunkle Wolke über den Mond hin und dann ward für eine Weile Alles in finstere Nacht gehüllt. Da schlug plötzlich ein seltsames Rauschen an sein Ohr. Das kam vom Flusse her. Er eilte weiter, wie von einer unsichtbaren Macht gezogen, bis er am Ufer des Flusses stand. Das war steil und abschüssig und von Trauerweiden umsäumt, durch deren Laub der Wind sauste. Hier warf sich Margarit auf den Boden hin, lehnte den Kopf an den Stamm einer Trauerweide und schloß die Augen. Unter ihm rauschten und sangen die Wellen und das klang wie ein Wiegenlied, mit dem man ihn einst als Kind eingekullt. Und wie er so da lag, halb schlafend, halb wachend, mit wüstem, schwerem Kopfe, da flog es ihm plötzlich durch den Sinn, daß es nur eines herzhaften Sprunges bedurfte, und er läge tief unten in den kühlen, rauschenden Fluten des Flusses — ein kurzer Todeskampf — und Alles wäre vorbei, für immer vergessen... Da unten gäbe es keine Angst vor Nichtern und vor dem unheimlichen Dunkel in den Salzbergwerken

von Dina, keine Erinnerung an die grausige Szene im Wäldchen bei Bukarest, keinen Schmerz wegen der blinden Augen in Sanda's weissem, schönen Gesicht... „Arme Sanda!“ murmelte er und öffnete die Augen.

Im Osten zeigte ein rötlicher Saum am Himmel den Anbruch der Morgendämmerung, die Sterne begannen zu erblaffen, aber über seinem Haupte stand hoch und hell leuchtend der Morgenstern. Vom Städtchen scholl das Krähen der Hähne herüber. Er wollte sich erheben, aber es lag wie ein Bleigewicht auf allen seinen Gliedern, er sank zurück. Plötzlich schien es ihm, als höre er Jemanden herannahen, er horchte auf, die Schritte wurden immer vernichtbarer und auf einmal stand die alte Zigeunerin, die Baba Cloanza, vor ihm.

„Wenn Du mir eine große Silbermünze gibst,“ sagte sie mit einem grinsenden Lächeln, „so will ich Dir wahr-sagen. Gib mir eine große Silbermünze.“

Er stieß mit dem Fuß nach ihr, sie aber wich nicht von der Stelle.

„Willst Du nicht was von Sanda erfahren, vom süßen Töbchen des Wäldchens?“ fragte sie.

„Von Sanda?“ rief er aus und richtete sich halb auf.

„Ja, von Sanda, aber eine Silbermünze mußt Du mir geben!“ Sie streckte ihm die knochige, dürre Hand entgegen, er griff in die Tasche, holte einige Münzen hervor und überreichte sie ihr. Die Zigeunerin musterte prüfend die Münzen, ließ sich hierauf neben ihm nieder, ergriff seine Rechte, betrachtete die Handfläche derselben und murmelte hierbei einige unverständliche Worte.

„Du hast die Sanda lieb!“ sagte sie dann.

Margarit nickte mit dem Kopfe.

„Und sie hat Dich auch lieb,“ fuhr sie geheimnißvoll fort, „und ein großes Glück ist euch beschieden!“

„Ein großes Glück?“ versetzte er bitter; „sie ist ja blind, Baba Cloanza!“

„Sie wird sehend werden, Margarit!“ sagte sie, „ich weiß ein Mittel dafür.“

Margarit sprang auf.

„Baba Cloanza!“ rief er athemlos aus, „nenne mir das Mittel und Du sollst Alles haben, was Du verlangst!“

„Willst Du mir einen Dukaten geben, wenn ich's Dir sage?“

„Ich habe kein Geld mehr bei mir,“ sprudelte es hastig von seinen Lippen, „aber einen, zwei, drei Dukaten sollst Du morgen von mir haben und wenn ich das Geld stehlen mußte, so wahr mir Gott helfe. Sag's mir!“

„So höre, Margarit,“ begann die Baba Cloanza, indem sie sich erhob, „Du weißt, daß in der Boboteazanacht“) der Himmel sich öffnet.“

„Ich weiß es.“

„Freilich sieht man dieses Wunder nicht überall, aber dort,“ — sie wies mit der Hand gegen Norden — „auf dem Gipfel der stinea dracului (des Teufelsfelsens), wo das alte verfallene Kloster steht, sieht man in der Boboteazanacht um die zwölfte Stunde eine flammende Spalte im Himmel. Und wer um die Mitternachtstunde oben steht und betet, dem gehen alle Wünsche in Erfüllung.“

„Alle Wünsche?“ murmelte Margarit.

„Ja, alle Wünsche!“ wiederholte die Zigeunerin. „Und nun paß auf. Wenn die nächste Boboteazanacht kommt, so begibst Du Dich mit Sanda dahin, wartest oben bis zur Mitternachtstunde, wendest ihr Gesicht gegen den Himmel und wenn sie so eine Weile dagestanden und es beginnt vor ihren Augen zu flammen, dann eilst Du mit ihr zum Kloster. Dort ist an einer Wand ein Bildniß des heiligen Petrus. Davor soll Sanda das Vaterunser beten. Und wenn sie es gethan, so werden sich auf einmal ihre Augen öffnen. Hörst Du, Margarit?“

„Ich höre,“ sagte er mit zitternder Stimme. Er stand eine Weile wie erstarrt da. Dann sagte er ihre Hand und dieselbe krampfhaft drückend, rief er: „Baba Cloanza, sag mir Alles noch einmal!“

Sie sagte es und als sie geendet, wiederholte er Wort für Wort ihre Anweisungen.

„Jetzt weißt Du Alles,“ sagte die Zigeunerin, „morgen Abend komme ich in die Schenke und Du gibst mir das Geld!“

„Morgen Abend,“ wiederholte er mechanisch.

„Und wenn ihr Hochzeit macht, so vergeßt nicht die Baba Cloanza,“ lachte sie auf und eilte dann rasch davon.

Margarit ließ sich neben der Trauerweide nieder und blickte, ein glückliches Lächeln um die Lippen, traumverloren in die leichten flatternden Nebelstreifen, die über dem Flusse und dem Felde wallten und in seltsam geformten Massen die Berge hinauf trocken zum Himmel empor. Vom Städtchen tönten die Klänge einer Glocke herüber und unter ihm rauschten und sangen die Wellen des Flusses. Das Haupt fiel ihm zur Brust herab und ihm war plötzlich, als wenn im dämmernden Morgenschein Sanda vor ihm auftauchte, von einem Sonnenstrahl goldig umleuchtet und als schaute sie ihm mit großen, blauen, wehmütigen Augen tief in die Seele. Die Augen fielen ihm zu und ein tiefer, traumloser Schlaf umfing ihn.

(Fortsetzung folgt.)

\*) Boboteaza ist das heilige Dreikönigsfest (Epiphania) und fällt auf den 6. Januar alten Stils. Der Glaube, daß in der Boboteazanacht der Himmel sich öffne, ist allgemein im Volke verbreitet.

## Mödling und Umgebung.

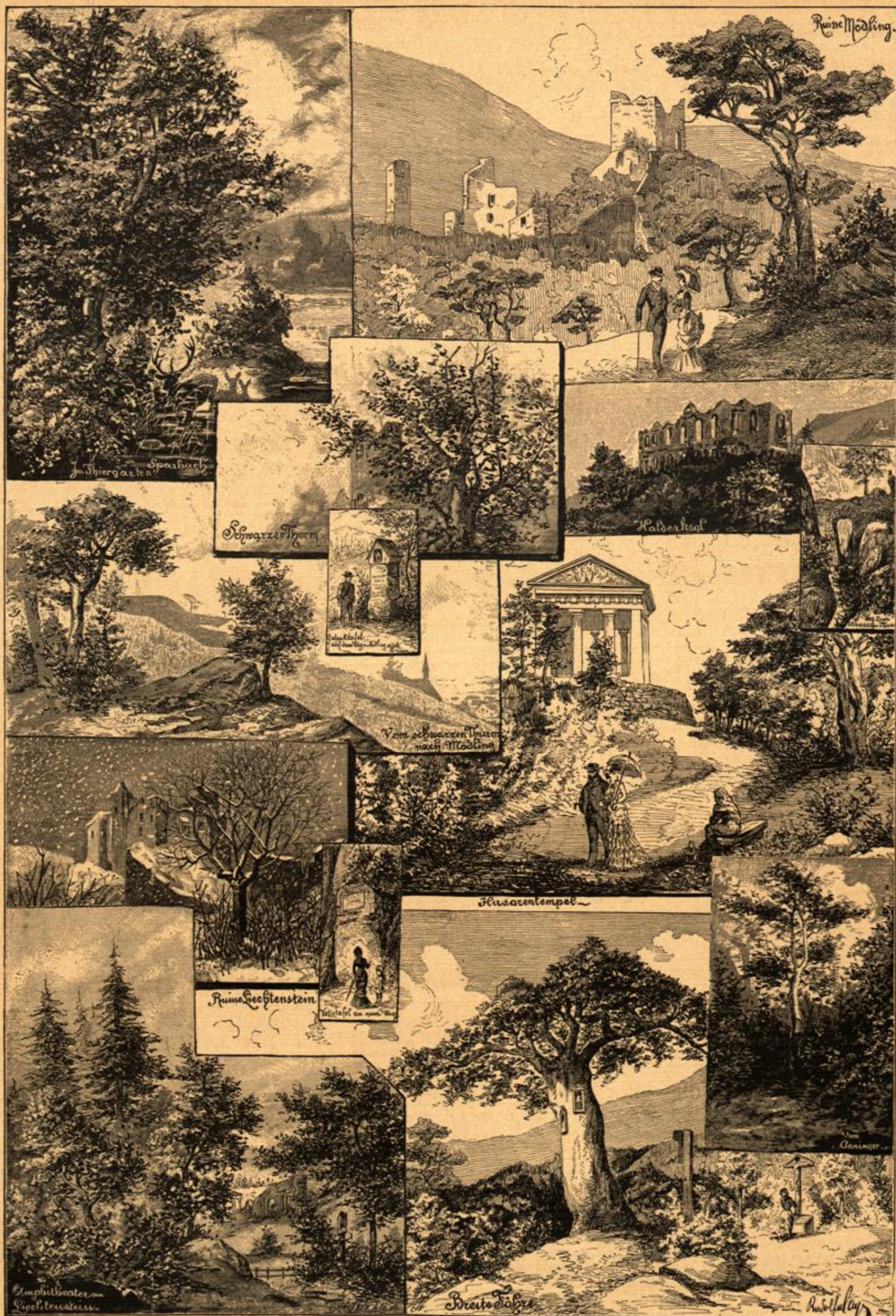
(Bild S. 592.)

Es ist vielleicht keine landschaftliche Stelle Oesterreichs der deutschen Zunge geläufiger, als jene Mödliugs, denn sie wetteifert in den Zeugnissen der altheidischen Literatur mit der Wartburg des Thüringer Landes und muß selbst den Schülern immer wieder genannt werden. Den Wienern ist das nahe, mit der Eisenbahn in kaum einer halben Stunde erreichbare Mödling und seine Umgebung eines der beliebtesten und auch mit Recht anziehendsten Ausflugsziele. Bis vor wenigen Jahren (1875) war Mödling Markt-Steden, seitdem ist es durch kaiserliche Ernennung Stadt und also die jüngste in Oesterreich. Sie verdankt ihren Aufschwung, ihre innere Schönheit, Reinheit und die verhältnismäßig große Zahl ihrer öffentlichen Anstalten oder Gesellschaften wesentlich der Thätigkeit ihres nunmehr langjährigen Bürgermeisters. Reichrathsabgeordneter Schöfel wurde zuerst durch seinen energischen und erfolgreichen Kampf gegen die Zerstörer und für die Erhaltung des „Wiener Waldes“ genannt, und nun erhält kein Andenken auch die neue Schöfeldstadt Mödliugs. Dieses ist an der Stelle einer Römer-anfiedlung erbaut und die kunstvollen Badenberge, Herzoge von Oesterreich, hielten hier Hof, von dem die Ramesberger singen und sagen. Doch nicht die Welt- oder Literaturgeschichte zieht die Menge hieher, sondern die Natur, welche hier in weiten Umkreise die mannigfachen Reize entfaltet, und das Wort „Bühne“, welches ein langgestrecktes, zwischen bewaldeten Höhen und steilen Felsabhängen sich hinziehendes, manchmal schluchtartig enges Thal bezeichnet, in das rings Ruinen niedersehen, ist ein Lockruf für Jung und Alt, sobald der Frühling seine grünen Pforten erschließt und bis der Spätherbst die Schwärmer verschucht. In neuester Zeit ist zu allen Reizen eine elektrische Bahn hinzugekommen, welche die Südbahn von ihrer Hauptstation in die Brühl vor-gestreckt hat, und die rastlosen Waggons können dem Andrang des Publikums kaum genügen. Die von einem obern Drahte gelenkte niedliche Bahn führt sogleich mitten in's Herz der Schönheiten, zur „Klaue“ und den „zwei Raben“, von wo aus man aus dem welligen Thale sowohl zu allen Höhen rings, als auch in die weiter-führenden Straßen gelangen kann. Die Höhen zeichnen sich durch das mannigfache Bestandensein mit der harzreichen Schwarzföhre aus, die ihre Äste schirmartig und verknötet ausstreckt und namentlich für Niederösterreich ein charakteristischer Baum ist. Und durch alles Grün hindurch oder aus dem Gestein lugen die Ruinen, deren Menge anfänglich in Erstaunen setzt und zur Annahme verleiten könnte, hier habe die zahlreichste Rittergesellschaft des Mittelalters gehaust. Doch mit sehr wenigen Ausnahmen sind das Schöpfung eines eigenthümlich sinnreichen Besitzers dieser Gegend, des Fürsten Johann Liechtenstein, der erst in diesem Jahrhundert solche Ver-schönerung betrieb und dem an einer Stelle eine große Marmor-tafel mit goldener Inschrift pietätvollen Nachruf widmet. Von der eigentlichen Ruine Mödliugs, also von der mutmaßlichen Burg der Badenberge, ist nur ein Rest der Ringmauer und einer Thurm-mauer übrig, was noch Anderes da gefordert erscheint, ist Phantasie-schild. Die verehrungsvollen Pilger, welche nach der Stelle kommen, die einst „Nedelst“ geheißen war, wo Walthar von der Vogel-weide, Reinmar der Alte, der Thannhuser und der minnetrunkenen Ulrich von Liechtenstein nebst vielen Anderen verkehrten, mögen nur den Grund beachten und nebenbei bedenken, daß viele Häuser des einstigen Marktledens die Steine des alten Baues enthalten, zu welchem die Schallwellen des süßen Sanges hinzogen. Auch die Burg Liechtenstein, welche zur deutlichen Sichtbarkeit in laub-loser Umgebung und mit Schnee in unermesslicher Höhe erscheint, ist zum Theil, und zwar noch zum größten, ein mittelalterlicher Rest, aber keineswegs die Stammburg der österreichischen Liechtensteiner, wie man vorzugeben versuchte, und sie gelangte erst zu sehr später Zeit und zuletzt in den Besitz des Hauses. Heute pilgert man in die „Meierei“ dahin und zu der prächtigen Höhenansicht. Der „Anninger“ heißt der größte und meist charakteristische Berg der Gegend, und mannigfache Steige führen empor, auch mittelst Um-wegen an vielen der einzelnen Ruinen und Natursehenswertheiten vor-über. Höflich beherrschend steht ein griechischer Tempel von einer der stattlichsten Höhen, dem „Kleinen Anninger“, weit aus in die Gegend. Das ist der „Husarentempel“, so geheißen, weil der vor-genannte Fürst denselben einer Anzahl Kriegskameraden aus den Jahren 1813 und 1815 als Gruft erbauen ließ im Jahre 1830. Eine originelle Idee. Dem Regenerator dieser Gegend zu Ehren wurde auch der frühere „Kalenberg“ Liechtenstein genannt und wird es bleiben für unabsehbare Zeit. Die Brühl ist getheilt in eine „Borck“ und „Hinterbrühl“; überall liegen im Grün An-siedlungen, Gruppen oder Gassen zerstreut, reizvoll in Gärten und Gebüsch. Wiener nehmen hier in der würdigen Luft gerne Sommerfrische und haben in dem „Stadtpart“ ein Mineralbad, ein Sommertheater; ferner die Wege als prächtige Weisungen nach allerlei Orten, worunter „Reichenbach“ und „Sparbach“ be-sonders verladen. In letzterem ist ein fürstlicher Park von beson-derer Schönheit, worin Hochwild sorgsam gepflegt wird. Die Mödliugs Gegend hat Baden und Baden einerseits, ebenso das weinreiche Gumpoldsdorf, das romantische St. „Heiligenkreuz“ in seiner Nähe, es ist der Mittelpunkt der Ausflüge für die Wiener, welche das Land vor den Alpen, die amuthige niederösterreichische Gegend durchkreuzen und bereits die Alpen aus der Ferne herüber-grühend sehen wollen. Vom Anninger gehen, schließen diese sich zu dem Höhenkranz, welchen der Ausblick zusammenfaßt. Man kann oft wiederkehren und neue Wege einschlagen; selbst wer hier für eine Zeit hauset, erschöpft die durch Amuth verlockenden Punkte der Gegend nicht, wird vielmehr neue entdecken.

## Bilder von der ungarischen Landesausstellung.

(Bild S. 593.)

Von den fünfzehn Bauernstuben im Pavillon der ungarlän-dischen Hausindustrie — wo sich die Nationalitäten Ungarns allerdings in Gestalt gelungener Wachfiguren ein friedliches Stell-dichlein gegeben — bringt der St. ungarische Spezialzeichner zwei treffliche Proben. Nr. 1 stellt eine Bauernstube in der Zips vor. Sowohl das Ehepaar als das Dienstmädchen sind in das Kostüm der deutschen Zipser gekleidet und aller Hausrath ist einer Bauern-stube der Zips entnommen. Diese Deutschen, welche seit vielen Jahrhunderten die wildromantischen Thäler der Karpathen be-wohnen, sind treue Anhänger des ungarischen Staates, dessen In-teresse es auch ist, daß der Fremdenverkehr in den Karpathen —



Mödling (bei Wien) und seine Umgebung. Originalzeichnung von Rud. Mayer. (S. 591.)



1. Bauernküche von Zips. — 2. Gjelsterhaus. — 3. Der Bär des Grafen Erwin. — 4. Das Riesensch. — 5. Urklaus. — 6. und 7. Merkwürdige Tannenbäume. — 8. Der kroatisch-slavonische Pavillon. — 9. Bauernküche aus dem Comitot Vélös.

Bilder von der Budapester Ausstellung. Originalzeichnung von Th. Freidwiser. (E. 591.)

welcher seit einigen Jahren in erfreulicher Weise zunimmt — wenigstens durch die Repräsentanten einer Weltsprache ermöglicht wird. Nr. 9 sehen wir eine Bauernstube aus dem Comitat Veszeg und zwar beide Paare darin in den etwas abweichenden Trachten der Orte Opula und Gaba. Farbenprächtige Teller schmücken die Tische und die mit abenteuerlichen Tulpenornamenten bemalten Truben hat der Tischlergeselle Michael Kunkach bemalt, gegenwärtig als der Schöpfer der berühmten Christusbilder und des Milton einer der glänzendsten Sterne am Pariser Kunsthimmel. Das wädrere Völkchen der Szeller in Siebenbürgen, welche die Tradition von den Hunnen abstammen läßt, ist zwar im Hausindustriepavillon trefflich vertreten, dessenungeachtet hat es sich auch mit einem besonderen Szellerhause (2) auf der Ausstellung eingefunden, dessen malerische Fassade bezeichnende Inschriften trägt, wie: „Liebst du Gott und Vaterland, so trete ein; Liebst du bösen Geistes, laß es lieber sein.“

Das Szellerhaus wurde vom Szeller Kulturverein errichtet und besitzt ein vollständig mit den charakteristischen echten Mobilien dieses Volksstammes ausgestattetes geräumiges Zimmer, in welchem sich überdies ein lebender Szeller Bauer mit seiner Gattin aufhält, Ersterer um Aufklärungen zu geben, während die Frau an einem Webapparat arbeitet. In einem andern Zimmer des Hauses sind zahlreiche Gegenstände der Szeller Hausindustrie zum Verlaufe ausgestellt. Schnitzereien aus dem Lehrerseminar zu Sefely Keresztur und aus einer Volksschule, eigenartige Spielwaaren aus der Lehrwerkstätte in S. Hunyad, die seit Jahrhunderten berühmten farbigen Teppiche aus dem Comitat Göl, Szürzen nach Szeller- und Gängömustern, sogenannte Wespennesthandtücher und verschiedene Gebrauchsgegenstände aus Jändschinam. Viele dieser Industrien hatten schon vor Jahrhunderten ihre Blütezeit in Siebenbürgen, neuerdings hat die ungarische Regierung viel gethan, um sie wieder zu beleben.

Bekanntlich gab es im Alterthum nur Hausindustrie. Im Mittelalter widmeten sich die Städtebewohner den Gewerben und organisierten Hünfte. Das Handwerk entwickelte sich und nahm der Hausindustrie immer mehr Beschäftigungsarten ab. Seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts kämpft die Fabrikindustrie mächtig gegen Meister und Hausfrau. Deswegengeachtet wird sich das Kleingewerbe erhalten, wo der denkende Arbeiter, durch tüchtige Fachbildung bereichert, dem Produkte den Stempel künstlerischer Individualität zu geben vermag. In ähnlicher Weise wird auch die Hausindustrie fortkleben, wo sie geeigneten Boden hat und sich der Familienfleiß von Eltern auf Kinder vererbt hat.

Der mächtige Bär, den wir auf unserem Bilde sehen, befindet sich im Pavillon der Munkacher Domänen des Grafen Erwin von Schönborn. Das prächtige Thier wurde am 20. November 1879 im Forste von Wisnice (Bereger Comitat) erlegt. Es ist der erste Bär, welchen Kronprinz Rudolf, der Protektor der Budapest Ausstellung, auf die Strecke brachte und sowohl für Jagdfreunde als Verehrer des süßlichen Schriftstellers ein spezielles Interesse besitzt. Naturspiele und eine naturgeschichtliche Seltenheit sehen wir in Nr. 5, 6 und 7. Der seltene Vogel ist der Uralkauz, eine prächtig gefiederte Eulenart, deren Vorkommen in Ungarn früher unbekannt war. Auch in Deutschland ist er sehr selten. Derselbe befindet sich im schmucken Pavillon der Stiftungsgüter für Kulte und Unterricht. Diese ausgedehnten Güter, deren viele Millionen zählendes Erträgnis zur Restauration und Erhaltung von Baudenkmälern, zur Erhaltung von Kirchen und Schulen verwendet wird, enthalten gar manche Merkwürdigkeit, so die riesige Tropfsteinhöhle von B. Sz. Kereszt, in welcher sich ungeheure Quantitäten werthvollen Fledermausguanos befinden, die großartigen Marmorbrüche von Kolos, die hier durch Obeliste, im neuen Wiener Parlamentspalast in prächtigen schwarzen Marmorsäulen vertreten sind.

Den Pavillon umgeben beachtenswerthe Produkte der Forstwirtschaft, von denen der freundliche Oberforstath Hoffmann einen Baumstamm (Nr. 6) als besondere Kuriosität bezeichnete, dessen Wachstum, durch Kaupen von Zeit zu Zeit unterbrochen, sich in ganz absonderlicher Art entwickelte. Nicht minder merkwürdig ist ein vom Sturm abgebrochener Tannenast, aus welchem im Laufe von fünfzehn Jahren eine Anzahl Baumstämme herangewachsen, ohne daß irgendwo eine Wurzel zu sehen wäre.

In origineller Form repräsentiert sich der Weinbau und die Traubenproduktion Slavoniens in der jüdischen Weinstube. Ein Riesenschiff mit Fenstern und Thüren bildet eine Weinstube, in welcher circa 24 Personen an 4 Tischen Platz finden.

Zwischen diesem und dem dahinter befindlichen Gasse ist eine Plattform, auf welcher ebenfalls eine Anzahl Gäste sich am süßlichen Wein Spinnens gütlich thun können. Dieser Wein war bereits von den Römern sehr geschätzt. Der Raum je eines dieser Fässer faßt über 900 Hektoliter, der Werth ist je 10,000 Gulden und mühten circa 150 Eichenstämme auf ein Faß verwendet werden. Sowohl die Weine als die Fässer bilden da würdige Ausstellungsobjekte der großen Wälder Slavoniens und seiner sonnigen Nebenhügel. Die schöne Kroatia, welche uns den trefflichen Wein Slavoniens kredenz, lenkt unsere Aufmerksamkeit auf den originellen, ihre Heimat würdig repräsentierenden kroatisch-slavonischen Pavillon (Nr. 8).

Dem Wunsche der ungarischen Landeskommission, daß die Bauten der Ausstellung mit den ornamentalen Motiven der betreffenden Hausindustrie geschmückt sein sollen, ist hier in geschmackvoller Weise Rechnung getragen. Der bereits an der Fassade farbige dekorirte Bau zeigt in seinen Innenräumen die Farbenfreudigkeit der Südslaven. Der Erbauer dieses originellen Pavillons, Architekt und Dombaumeister G. Volle in Agram, hat auch für viele der prächtigen Teppiche, welche hier die Wände schmücken, die Zeichnungen geliefert. Majolika- und Emailarbeiten erfreuen hier ebenfalls durch ihre freundlichen hellen Farben.

Von den trefflichen Fruchtbrandweinen erwähnen wir nur den (Phaumen) Elivovitz, der in zuckerhaltigen Glasbehältern ausgestellt ist. Von den trefflichen Mineralwässern sei die in ihrer Art einzige Jodtherme von Lipik, von den einer größeren Verbreitung werthen Weinen jene aus den Kellereien zu Slatina und Berdže des Fürsten von Schaumburg-Lippe erwähnt. Auch Champagner wird auf den slavonischen Gütern seiner Durchlaucht erzeugt.

Die originellen Muster der slavonischen Hausindustrie, prächtige Goldschmuckstücke, eine große Orgel in gothischem Style, ein schöner Kronleuchter aus Schmiedeeisen ziehen zahlreiche Augen auf sich, aber auch der „doppeltöfferte slavonische Phaumenmus“ bleibt nicht unbeachtet.

Marins Fecht.

## Auf dem Frühstückstische.

(Bild S. 589)

Ei, das ist ein Festtag heute,  
Durch das offene Fenster blinzt  
Eine seltsame, süße Beute:  
Ein gedecktes Tischchen winkt.

Von dem Baume drauß im Garten  
Haben sie's schon längst erkannt,  
Müssen stille nur noch warten,  
Bis das junge Paar verschwand.

Aber jetzt geht es an's Suchen,  
Und sie feiern frohes Fest,  
Milch und Zucker gibt's und Kuchen,  
In den Tassen süßen Rest.

Bald ist von den kleinen Dieben  
Schon der ganze Tisch befreit,  
Und die schon noch draußen blieben,  
Werden auch noch kühn zuletzt.

Plötzlich — husch! sie sind von dannen —  
Denn die Gose tritt herein,  
Nimmt die Tassen weg, die Kannen  
Und macht Alles blank und rein.

Draußen auf dem Baume setzen  
Sie sich wartend hin in Ruh',  
Doch, indeß sie die Schnäbeln wehen,  
Schließt sich hier das Fenster zu!

Fr. Kap. Seidl.

## Auf Capri.

Novelle

von

Konrad Tschmann.

(Fortsetzung.)

Am nächsten Morgen war Peppino frühzeitig mit den Anderen bei der Arbeit, und Keiner vermochte eine Veränderung in seinem Wesen wahrzunehmen. Denn schweigsam war er immer gewesen, während die Burschen und Mädchen ihre capresischen Volkslieder anstimmten, und daß er bleicher war als sonst und seine Augen seltsam glühten, kümmerte Niemanden. Er arbeitete stetig und unverbrochen fort bis zum Mittag; nur hin und wieder fiel zwischendurch sein Blick wie prüfend auf die weiße Wolke, die um den Gipfel des Solaro lagerte, und auf den Horizont, an dem in Zwischenräumen gleichfalls, aber nur einem scharfen Auge erkennbar, kleine, schimmernde Wölkchen auftauchten wie Flecken am klar durchsonnten Azur des Himmels.

Bei der Mahlzeit forschte Concetta vergebens in dem Gesicht ihres Brodherrn nach dem Ausdruck des Grolls und der Verbissenheit, den sie heute mit Sicherheit darauf zu finden erwartet hatte. Don Peppino war so gleichmüthig wie sonst und gab auf alle ihre Fragen kurze, aber freundliche Antworten. Von dem, was gestern Mittag zwischen ihnen gesprochen war, wurde nichts erwähnt. Nur als die Mahlzeit beendet war und Concetta schon kopfschüttelnd das Zimmer verlassen wollte, sagte Don Peppino so obenhin:

„Wenn Ihr die Teresa einmal des Abends mit dem braunen Cosimo zusammen gesehen habt, Concetta, so dürft Ihr Euch ja nichts Arges darunter denken. Ich war gestern selber dabei, als sie sich drüben im Weingang mit einander unterredeten; es handelt sich da um Dinge, die Euch nichts kümmern, die aber so unschuldig sind wie das ABC der Kinder in der Schule. Ich dank' Euch für Eure Wachsamkeit, aber Eure Sorge war unbegründet. Die Beiden haben nichts miteinander, und gestern ist er zum letzten Mal gekommen. Ich nehme an, daß Ihr Euren unrechtmäßigen Verdacht für Euch behalten habt, und deshalb verarg' ich ihn Euch nicht. Nun aber nie mehr etwas davon!“

Die letzten Worte wurden in befehlshaberischem Ton, fast drohend gesprochen. Dann schritt Don Peppino, ohne eine Entgegnung abzuwarten, aus dem Gemach und ließ Concetta in wortlosem, starrem Erstaunen daselbst zurück. Auch Nachmittags war er ruhig bei der Arbeit und nur eher als sonst und als die Anderen verließ er den Weinberg, um wieder in's Haus zu treten. Dort rief er nach Concetta, und als diese, noch immer nicht mit sich selber im Klaren darüber, was sie von Don Peppino, von Teresa und vom braunen Cosimo eigentlich denken sollte, in banger Erwartung erschien, theilte er ihr mit kurzen Worten mit, daß er noch heute Abend für mehrere Tage verreisen müsse, und hieß sie eine größere Anzahl von Flaschen seines besten weißen Capriweins für die Seefahrt zusammenpacken. Im Uebrigen habe er keinerlei Befehle zu geben, sondern vertraue ihr seinen Haushalt während seiner Abwesenheit an.

Concetta versuchte über das Ziel der plötzlichen Reise und über die Art der Beförderung, da doch heute Abend kein Dampfboot mehr nach Neapel hinübergehe und die See für eine nächtliche Kahnfahrt zu bewegt sein werde, Näheres zu erfahren, aber Don Peppino, der sonst offen Alles mit ihr beredet, auch wohl ihren Rath über Dieses und Jenes eingeholt hatte, war heute die Verschwiegenheit selber, und kein Wort ließ sich von ihm herausbringen.

Während sie unter beständigem Kopfschütteln in den Keller hinabstieg, suchte Don Peppino in seiner Schlafkammer ein paar Habseligkeiten zusammen, ohne auf ihre Auswahl besondere Aufmerksamkeit zu verwenden. Dann trat er an's Fenster und sah wieder nach dem Wetter hinaus. Auf der See hob sich nur leichtes Wellengeträusel, aber die Farbe des Wassers war wie die des Himmels am westlichen Horizont von tiefem Blau in ein stumpfes, fahles Grau übergegangen, aus dem sich hie und da die weißen Schaumkronen der kurzen, krausen Wogen abhoben. Don Peppino nickte befriedigt. Ein wildentschlossener Zug machte sich um seine Augenwinkel geltend und zog seine schmalen Lippen zusammen; es war ein eisiger Trotz, unter dem sein ganzes Antlitz förmlich zu erstarren schien.

„Mich liebt sie nicht, und ich will nicht aus Barmherzigkeit oder nur meines Geldes willen von ihr erlöst sein,“ murmelte er vor sich hinaus, „aber ihm, der mich betrogen hat, gönne ich sie auch nicht und kann's nicht überleben, daß er oder ein Anderer sie heimführt; darum ist's am besten so. Was nach uns kommt, kümmert mich nichts mehr. Sie Beide erreicht meine Strafe, und mir selber wird besser sein, als wenn ich leben und fort und fort daran gemahnt werden sollte, wie man mich hinterging. Auch ich verdiene Strafe für meine Leichtgläubigkeit; weßhalb ließ ich mich täuschen und vertraute darauf, daß man mich lieben könne — den Vukeligen, den von der Natur Gezeichneten, den doch nur sein Reichthum begehrenswerth machte? O, ich war ein Narr, der größte Narr auf Capri, und hab' es nun, wie ich's verdiene. Der Madonna sei Dank, daß sie mir diesen Ausweg gezeigt hat und daß es noch Zeit ist!“

Er wandte sich und ging in das Hauptgemach des Hauses zurück, wo Concetta ihn mit dem strohgeflochtenen Korb, in dem der Wein sorglich verpackt war, erwartete. Don Peppino nahm ihn mit kurzem Dankeswort in Empfang und that sein eigenes Bündel dazu, warf auch den radartigen Mantel aus grobem, schwerem Tuch um die Schultern.

„Soll Euch Keiner die Sachen bis zur Marina hinuntertragen?“ fragte Concetta, „und nehmt Ihr nicht inzwischen einen Bissen zum Abendbrot?“

Don Peppino verneinte Beides, nahm seinen Pack auf, nickte der Alten einen „Guten Abend“ zu und ging. Er hatte den braunen Füll tief in die Stirn gerückt, als er die enge Gasse bis zum Marktplatz hinausschritt. Diesen kreuzte er und stieg dann rechter Hand auf dem steilen, holperigen Pfade zwischen Mauern hindurch, abwärts bis zur großen Marina, wo die kleinen Häuser der Fischer nebst ein paar Lokanden am Ufer aufgereiht stehen und die zahllosen Rähne in allen Formen und Größen auf dem Wasser schaukelten.

Die meisten derselben waren ohne Bootführer und mit Ketten angepflokt. Nur in einem gewahrte Don Peppino eine liegende Gestalt.

„Dabei!“ rief er laut.

Der im Kahn richtete sich langsam auf.

„Ist Cosimo Lauri nicht zur Stelle?“ Klang es ihm entgegen.

„Drüben in der Osteria wird er sitzen, Herr. Aber wenn Ihr fahren wollt, bin ich auch noch da.“

Don Peppino hörte nicht weiter auf ihn, sondern schritt hastig der Osteria del Vesca zu, deren Gaststübenthür weit offen stand und aus der wüsten Stimmengeräusch in die beginnende Nacht herauscholl. Als er nahe herantrat, vermochte er in dem Dunst und Tabakqualm des Gemaches die einzelnen Gestalten nicht zu erkennen.

„Ist Cosimo Lauri hier?“ schrie er nach kurzem Besinnen in das Gewirr hinein.

„Eccolo, Eccolo!“ tönte es zurück. Nach einer Weile löste sich drüben von der Bank eine hohe Gestalt ab und kam zögernden Schrittes dem Ausgange zu. „Wer ist denn dort? Was will man von mir? Es ist Feierabend jetzt!“

Seine Worte klangen unmüthig und etwas heiser. Als er unter den Thürrahmen trat und das Licht der qualmenden Petroleumlampen draußen über dem Eingang auf ihn fiel, sah Don Peppino, daß sein Gesicht heiß geröthet war und seine Augen glänzten. Die Mäße hatte er tief in den Nacken zurückgeschoben, daß ihm die feuchten braunen Haare wie zusammengeklebt in die Stirn hingen, und die Kermel seines dunkelblauen Wollenshemds waren bis über die Ellenbogen der muskulösen Arme heraufgestreift.

Unwillkürlich trat Don Peppino bei seiner Erscheinung einen Schritt zurück und seine Lippen murmelten, während ein Schauer seinen Körper überrann:

„Die Madonna kommt mir zu Hülfe; es soll sein.“ Dann sprach er mit schnell wiedergewonnener Fassung hinterdrein: „Ich muß heute Abend eine Geschäftsreise antreten und möcht' Euch zur Fahrt dängen, Cosimo. Wollt Ihr?“

Der Schiffer schob seine Mäße unwillig hin und her. „Mich? Und heute Abend noch? Nehmt einen Andern; der dicke Checco wird drunten in seinem Boot sein.“

„Ich hab's aber gerade auf Euch abgesehen, Cosimo. Die See ist unruhig, und keinem Schiffer auf Capri traut man so viel zu wie Euch.“

Cosimo wiegte seinen etwas schweren Kopf hin und her. Die gute Meinung, die man von ihm hatte, ließ ihn nicht unempfindlich.

„Om,“ meinte er, „nur daß wir gerade hier bei einander sitzen und Carluccio Geschichten erzählt.“

„Ihr dürft für die Fahrt fordern, was Ihr wollt,“

Cosimo. Wir liegt daran, schnell mit einem sichern Fahrman hinüberzukommen. Besinnt Euch nicht lange. An einem guten Schluß soll's Euch unterwegs nicht fehlen."

Don Peppino's Worte klangen hastig und dringend. Die Aussicht auf den reichlichen Lohn im Verein mit der Schmeichelei für sein leicht erregbares Ehrgefühl ließen den braunen Cosimo seine letzten Bedenken überwinden. Nur einen halb wehmüthigen Blick warf er noch in die lärmvolle Gaststube zurück, dann sagte er: "Wenn Ihr's denn so wollt, fahren wir! Kommt; nach Neapel geht Ihr hinüber?"

"Nein, nach Ischia."

"Nach Ischia? Da werden wir konträren Wind haben."

"Eben deshalb brauch' ich einen Bootsführer, auf den ich mich verlassen kann. Uebrigens wird's wohl nicht so gar arg —"

Sie standen am Rand des Ufers. Cosimo warf einen langen, verwunderten Blick auf seinen Fahrgast, den er erst jetzt erkannte.

"Ihr seid's, Don Peppino?" fragte er gelehrt.

"Ja, ich, und muß nach Casamicciola in Weingeschäften. Wenn ich nicht mit dem frühesten Morgen dort bin, geht mir ein beträchtlicher Gewinn verloren."

Cosimo war in's Boot gesprungen und hatte die Ruderstangen hervorgefodert.

"Wir werden doppelte Fahrzeit haben," sagte er.

"Darum wollen wir schon jetzt fort. Bei günstigem Wind war' ich vor Witternacht nicht aufgebrochen."

Er sprang gleichfalls in's Boot und brachte seinen Pack dort unter. Dann wickelte er sich fester in seinen Mantel und nahm am Steuer Platz.

Cosimo hatte die Ruder eingelegt, aber er hielt sie mit beiden Händen umflammt, ohne sie zu bewegen.

"Wir sollten noch einen zweiten Ruderer mitnehmen," sagte er zögernd, "es ist viel Arbeit für Einen allein."

"Wir haben volle Zeit, zu rasten, so oft Euch die Lust dazu anwandelt," fiel Don Peppino ungeduldig ein, "auch führ' ich gern selber die Ruder für ein Stunde, wenn Ihr derweil am Steuer ausruhen wollt. Bei getheilter Arbeit müßet Ihr auch den Fahrlohn theilen, wonach Euch schwerlich gelästen wird. Macht nur fort; wenn ein Riese wie Ihr Scheu zeigt, mich geringe Last nach Ischia hinüberzuschaffen, so kommt man leicht in Versuchung, solche Scheu Trägheit oder gar Feigheit zu nennen. Die aber hat man bis heut nie einem Schiffer von Capri vorgeworfen, und Ihr wäret der Erste."

Mit kräftigen Ruderschlägen trieb der braune Cosimo das Boot aus der Hafenbucht in's Meer hinaus. Er erwiderte auf Don Peppino's herbe Worte nichts, sondern legte sich mit der ganzen Wucht seines Körpers zurück, um langsam und machtvoll sich wieder vorzubringen und die langen Ruderstangen mit ehernem Ruck durch den Wogenschwamm vorwärts zu schnellen. Der Wind blies ihnen entgegen, und je weiter sie auf die offene See hinauskamen, um so höher thürmten sich die Fluten gegen sie empor, die quirlend und zischend mit weißgrauem Schaum sich am Bug des Fahrzeuges brachen.

"Das gibt harte Arbeit," sagte Cosimo, ohne sich umzublicken.

Don Peppino erwiderte nichts darauf. Er sah zum Himmel auf, an dem nur noch einzelne Sternbilder die dunkle Wolkenschicht matt durchschimmerten, und ein wilder Triumph funkelte in seinen Augen auf.

Sie kamen trotz Cosimo's riesenhafter Anstrengung nur langsam vorwärts. Noch immer hoben sich deutlich erkennbar die schwarzen Felsmassen von Capri hinter ihnen auf, wie drohend in das Dunkel des Himmels emporgerückt, und Ischia blieb hinter den immer gewaltiger hereinströmenden und sich donnernd überstürzenden Wellenbergen unsichtbar. Cosimo hatte, sich hastig mit dem Ärmel des Wollenhemdes die Stirn trocknend, einen Blick um sich geworfen.

"Wenn wir nach Sorrent wollten, flögen wir ohne Ruder in einer halben Stunde hinüber," sagte er.

"Aber wir wollen nach Casamicciola," fiel Don Peppino trocken ein.

Cosimo brumnte etwas in seinen Schnurrbart.

"Daß es so arg kommen würde, hätt' ich doch nicht gemeint," sagte er dann laut und trozig, "sonst wäre ich trotz alledem nicht gefahren. Der Wind bläst uns entgegen, als wollt' er uns nur so mit einem Stoß in die Marina von Capri zurückschleudern. Das ist ein Höllenwetter, Don Peppino, und ehrliche Christenmenschen müssen ihr Stoßgebet zur Madonna sprechen, daß sie es gnädig mit ihnen macht. So schlimm sah es vom Ufer doch nicht aus. Was meint Ihr, kommen wir hinüber?"

"Weßhalb sollten wir nicht? Andere haben die Fahrt wohl bei ärgerem Wetter gemacht. Seht selbst, von Capri ist schon nichts mehr zu gewahren; wir kommen vorwärts." "Oder der Himmel verfinstert sich immer mehr, daß man zuletzt die Hand nicht mehr wird vor Augen sehen können," murmelte Cosimo. Laut aber sagte er nach einer Weile in anerkennendem Ton: "Ihr habt Muth, Don Peppino."

"Habt Ihr mich als feige kennen gelernt, Cosimo?"

"Das nicht, aber —" Er lachte kurz auf. "Der Stärkste seid Ihr nun eben nicht!"

"Und sehe doch durch, was ich will," erwiderte Don Peppino finster.

Dann schwiegen sie wieder, und die Fahrt ging weiter. Jetzt war nichts mehr rund um sie her als wildes Ge-

woge, das Heulen des Windes und das Donnern der Wasser. Auch wenn die Wellen sich überschlugen hatten und der Blick sekundenlang frei über die zornig aufgewühlte Fläche zu gleiten vermochte, sah man nichts mehr als die Flut; jeder Streifen von Land war verschwunden, auch nicht im undeutlichsten Umriß mehr zu gewahren. Dazu hing der völlig sternenlose Himmel nieder wie eine einzige, ungeheure, dunkel drohende, wetterschwangere Wolke. Nun überglitt es Don Peppino in dieser schaurigen Einsamkeit inmitten der Wasserwüste, auf der sie umhertrieben und von der aus kein Schrei mehr bis zu den Stätten der Menschen hinüberbringen konnte, doch mit einem jähen Frösteln. Aber er hüllte sich nur dichter in seinen Mantel und murmelte in's Wellengeräusch hinaus: "Nun ist's entschieden." Seine Hand blieb regungslos auf dem Steuerruder liegen.

Cosimo ruderte indeß weiter mit dem höchsten Aufgebot aller seiner Kräfte. Trotzdem der Wind ihm schneidend kalt in den Nacken blies, rann ihm der Schweiß doch in hellen Tropfen von der Stirn, und hin und wieder erzitterten seine nervigen Arme bei der furchtbaren und doch fast vergeblichen Anspannung all' seiner Muskeln. Das siedende Geßiß der zerquirrenden Wasser, die von der Höhe der mächtigen Wellenberge niederrannten und den Kahn umbraussten, ihn hin und her schleuderten, ihn wie mit tausend Schlangenköpfen umzingelten, brachte sein Blut allmählich in fieberhafte Wallung. Es sauste ihm in den Ohren und drohte ihm die Schläfen zu zersprengen. Dabei war's, als seien alle Dämonen des Abgrunds losgelassen, um ihr mißthönig vielstimmiges Geschrei zu erheben. Gleich zahllosen, weißgemähten Rössen schienen ihm die Wellen sich emporzubäumen, gegen ihn heranzustürmen und den Kahn mit ihm niederzutreten. Er ließ die Ruder sinken.

"Ich kann nicht mehr; es ist Alles aus," stöhnte er. Sein Körper bebte und alle seine Pulse flogen.

"Ruht Euch," fiel Don Peppino gleichmüthig ein, "und wenn's Euch recht ist, wollen wir eine von meinen Flaschen leeren, die ich zur Probe für meinen Weinhandel auf Ischia mitgebracht habe. Wollt Ihr?"

Er langte nach dem Korb unter der Ruderbank. Cosimo schüttelte den Kopf. "Ihr wißt, daß wir nichts bei unseren Ruderfahrten trinken als klares Wasser, und das vergaß ich mitzunehmen. Meine Arme werden eher schlaff, als sonst, weil ich getrunken habe, ehe Ihr kamt und mich abriet. Geistiges Getränk stärkt nicht, sondern ermattet und läßt unsere Kräfte rascher verfliegen, weil es sie aufzehrt. Das ist capressische Schiffermeinung." Er sagte das so hastig und unmüthig, als ob er sich selber damit zur Ruhe sprechen wollte, aber er konnte es nicht verhindern, daß seine Augen gierig an der Flasche hingen, die Don Peppino ihm entgegenhielt und die er nun mit einem achselzuckenden: "Wie Ihr wollt!" selber an die Lippen führte.

"Das thut wohl," sagte Don Peppino, als er nach einem langen Zuge absetzte, "das rinnt wie neues Blut durch alle Adern."

Cosimo kämpfte mit sich selber. Als aber eine neue Welle den Kahn wirbelnd im Kreise herumtrieb und der Wind heulend über die Wasser heranschnob, sagte er rasch: "Meinetwegen denn, gebt mir auch zu trinken!"

Don Peppino reichte ihm die Flasche hinüber, und er hob sie an den Mund. Als er sie absetzte, schnalzte er mit der Zunge.

"Das ist ein besserer Tropfen, als sie ihn in der Osteria del Pedca verschuten," sagte er; "Ihr habt für Euren Kunden auf Ischia wohl vom Feinsten mitgebracht. Man wird unsern Wein drüben schätzen lernen."

Er wollte die Flasche zurückgeben, aber Don Peppino fiel ein: "Behaltet nur, ich bin reichlich versehen." Und eine neue Flasche kam aus dem Korb zum Vorschein.

Cosimo besann sich noch eine Weile, dann lernte er nach wenigen Absätzen die Flasche bis auf die Reige.

"Werst sie in's Meer!" rief Don Peppino, und die Flasche flog, von des Schiffers kräftiger Hand geschleudert, gegen den nächsten Wellenberg heran, der sich drohend über den Nachen herwälzte.

Cosimo war in eine wilderregte Stimmung gekommen.

"Ihr hattet Recht, der Wein gibt neuen Lebensmuth," sagte er und griff aufsehend nach den Rudern. Bevor er sie aber einsetzte, blickte er scharf um sich. "Ich glaube, wir haben die Richtung verloren, Don Peppino. Steuert Ihr nicht mehr?"

"O doch. Aber es ist möglich, daß wir abgetrieben sind. Laßt's indeß nur gut sein. Sobald es dämmt, sehen wir den Monte Epomeo deutlich genug über dem Meere und können leicht darauf zuhalten, wenn wir auch mehr nach Westen verschlagen. Die Hauptsache bleibt, daß wir nur vorwärts kommen."

"Da habt Ihr Recht, und ich wollte, wir wären erst im Nothhafen von Ischia, denn dort laß ich ein bis es Tag wird. Aber die Madonna mag wissen, wie weit wir bis dahin noch haben!"

Er ruderte mit erneuter Anstrengung fort, während Don Peppino sich schweigend zusammentauerte, aber seine Bewegungen hatten etwas Gezwungenes, fast Krampfhaftes. Dabei begann seine Brust zu keuchen, und die Adern auf seinen halbnaekten Armen schwellen an.

"So geht's nicht lange fort," murmelte er.

"Trinkt noch einen Schluck, Cosimo!" fiel Don Peppino ein und reichte ihm eine neue Flasche hinüber.

Der Schiffer brumnte etwas Unverständliches zur Antwort, das halb wie ein Fluch klang, aber er griff nach der

Flasche, setzte sie mehrmals hintereinander an und warf sie endlich über Bord. Dann lehnte er sich zurück, ergriff wieder die Ruder, aber nur, um sie lässig zu handhaben, als sähe er ein, daß es doch nutzlos sei, und stimmte ein bekanntes Schifferlied dabei an. Es schien ihn zu verdrießen, daß das Getöse der sich heranwühlenden Fluten den Gesang überhallte und der Sturm ihm die Worte gleichsam vom Munde wegriß; denn er begann immer lauter und lauter zu singen, wie in Trost und Zorn, und heulte endlich die munteren Weisen wie ein Rasender in Meergebrause und Windgepfeife hinaus. Die Mühe war ihm vom Kopf gerissen worden, ohne daß er's merkte, und seine Haare flatterten ihm wirr um die Stirn.

Don Peppino beobachtete das Alles mit kühlem Gleichmuth. Er dachte des gestrigen Abends, wo er in ohnmächtigem Groll und herzzerfressender Qual hinter der Weinbergmauer mit dem uralten Christusbilde gekauert hatte, um das Liebesgeflüster zwischen seiner Braut und dem halb betrunkenen Mann da vorn im Boot zu belauschen, und die Brust schwell ihm im Gefühl befriedigter Rache und wilden Triumphes. Selbst der Gedanke an den eigenen, unvermeidlich gewordenen Untergang vermochte das Bewußtsein nicht in ihm zu trüben, daß er sein Ziel erreicht habe und daß die Madonna ihm sichtlich ihren Segen dazu gegeben.

"Wollt Ihr noch eine Flasche, Cosimo?" rief er, als der Schiffer plötzlich seinen Gesang mit einem heisern Ge-  
krächz abbrach.

Cosimo blickte irr um sich.

"Herr, Herr," sagte er, "laßt uns an Anderes denken, als an's Trinken. Der Sturm wird heftiger und ich kann die Ruder nicht mehr regieren. Habt Ihr ein Amulet bei Euch? Jetzt ist's Zeit, es herauszuziehen und zu beten. Wenn uns die Madonna nun nicht hilft, geb' ich uns verloren."

"Wenn das feststeht, dann laßt uns erst recht trinken, Cosimo. So kommen wir in die Ewigkeit hinüber und wissen selber nicht wie. Weßhalb wollen wir nüchtern unser letztes Stündlein erwarten?"

Cosimo riß die Augen weit auf.

"Ihr lüthert, Don Peppino," rief er, "seid Ihr denn von Stein und Eisen? Liegt Euch nichts mehr am Leben?"

"Nein, nichts mehr!"

"Aber mir, mir! O, daß ich nichts getrunken hätte! Mir sind die Sinne so wirr, daß ich die Worte meines Stoßgebets nicht mehr zusammenfinde. Herr du Allmächtiger! Das ist ein Unwetter, wie ich's nur einmal an der nordafrikanischen Küste erlebt habe, aber damals sah ich als Matrose auf einem Schooner und wir entkamen doch nur mit knapper Noth bis in den nächsten Hafen. Das Boot ist nicht zu retten."

"Rudert, Cosimo, rudert!"

"Ich kann nicht mehr; es wäre ja doch umsonst. Ich will die Ruder einziehen und den Kahn treiben lassen. Vielleicht erbarmt sich die heilige Jungfrau unser, eine andere Rettung ist nicht mehr —"

Er riß sein Hemd über der Brust auf, zog ein Amulet, das er wie alle Schiffer an einer Schnur um den Hals trug, hervor, nahm es zwischen seine beiden Hände, küßte es und stammelte dann, mitten in dem wild umhergeschleuderten Fahrzeug niederknien, abgerissene Worte eines Gebets. Don Peppino rührte sich während alledem nicht von der Stelle. Und immer lauter heulte und schnob der Seesturm, immer machtvoller thürmten sich die Wogenberge empor, donnerten heran, jagten ihren Fluttschwall über den Nachen fort und wirbelten ihn im Kreise umher. Bald hoben sie ihn hoch herauf, als wollten sie ihn gegen die dunkle Wolkendecke emporschießen, bald ließen sie ihn in einen Abgrund versinken, über dem sie von beiden Seiten her brausend zusammenschlugen, wie um ihn für immer unter ihren weichen Fittigen zu begraben. Nichts war rundum mehr zu sehen, als die graubraune, unablässig zischende und siedende Wasserwüste, aus deren Tiefe die ganze Höllenglut heraufzutochen schien, nichts mehr zu hören, als das ehrenbetäubende, stummverwirrende, athemraubende Gebonner und Getöse. Wo sie sich befanden, wußten sie nicht, denn undurchbringliche Finsterniß hüllte sie ein und lagerte dem Anschein nach so dicht über der empörten Flut, daß Himmel und Meer miteinander verschmolzen schienen.

Und nun plötzlich begann auch noch ein wolkenbruchartiger Regen niederzuprasseln, der im Verein mit dem sprühenden Wellengisch die beiden Männer im Nachen durchnäßte und diesen leptern selbst mit Wasser füllen half. Cosimo hatte sich platt auf den Boden des Kahns niedergeworfen und umklammerte mit beiden Händen krampfhaft eine Ruderbank, immer noch abgerissene Gebetsworte vor sich himmelnd, die allmählich in einem Achzen erstarben.

"Maria santissima, Maria santissima!" klang es in herzzerreißenden Tönen zu Don Peppino hinüber.

Dieser hielt sich immer noch, wenn auch mit dem Aufgebot aller seiner Kräfte, auf seinem Platz am Steuer. Er zwang sich, an nichts Anderes zu denken, als daran, daß es nun entschieden sei, daß Teresina niemals dem braunen Cosimo gehören werde, daß er's nicht mit ansehen müsse, wie sie einem Andern gehöre und daß auch sie für ihren Verrath bestraft werde. Aber die Gebetsworte, die er durch Sturm und Meergeheul vernahm, griffen ihm doch wider seinen Willen an's Herz. Er mußte daran denken, daß er diesen, in der Vollkraft der Jugend und Gesundheit blühen-

den Burschen, den Ernährer einer alten Mutter, den muntersten Fischer und Säger von Capri hinopfern wolle, ja, daß er sein Mörder sei, und das nur, weil er ihn mit Terefina im Zwiegespräch belauscht hatte, ohne sie oder ihn einer wirklichen Untreue, eines Verraths zeihen zu können. Das Verbrechen der Beiden erschien ihm plötzlich so gering, je länger er darüber nachdachte, während immer neue Wellen seinen Kahn überschütteten und die Wolken des Himmels sich, in Wasserfluten verwandelt, auf ihn niederzulassen schienen. Die Beiden liebten sich, hatten sich als Kinder schon geliebt, aber sie waren zu arm, um einander angehören zu können.

Nun hatte Terefina, die für ihre Mutter sorgen mußte, ohne daß ihre schwachen Kräfte immer dazu ausreichten, ihn erhört und war entschlossen, ihm ein treues Weib zu sein, auch wenn sie ihn nicht lieben konnte und ihr Herz dem Andern zu eigen war. Zum letzten Mal hatte sie ihn gestern gesehen, um in ihrer Treue nicht wankend gemacht zu werden, wenn er noch öfter käme, und im Geheimen nur deshalb, weil ihre Mutter ihr auf Don Peppino's Anlaß verboten hatte, ihn offen vor aller Welt auf der Bank am Hause zu empfangen. Das war aus Trost geschehen, und weil sie nichts Unrechtes dabei sehen konnte und sich keiner Sünde bewußt war; warum hatte ihr der Eifersüchtige auch diese letzte, unschuldige Freude rauben wollen? Verdiente sie kein besseres Vertrauen? Und der braune Cosimo, der sie so gern um Alles in der Welt zu seinem Weibe gemacht hätte und für den ihr Herz schon geschlagen hatte, seit sie wußte, daß ein Herz in ihrer Brust schlug, war es doch werth, daß man ihm eine Günstbe willigte, und gleichzeitig war er viel zu ehrlich und gewissenhaft, um diese Günst zu missbrauchen. Der Arme! Er hatte es ja viel schlimmer als sie; denn sie bekam wenigstens einen braven, ehrenwerthen Mann, mit dem sich's gut würde leben lassen, weil er sie aufrichtig zu lieben schien, aber er, er! Und sie konnten doch alle Beide nichts dafür, daß sie sich so lieb hatten.

So gingen mitten im Sturmgeheul auf der wild empörten See plötzlich Don Peppino's Gedanken und ließen ihm das Blut ungestüm zwischen Hirn und Herz kreisen. Und dann kam die Vorstellung seines nahen Endes über ihn und mit ihr die andere, daß er mit einer Blutschuld, mit einer Todesünde beladen vor den ewigen Richter treten werde, und er schauerte fröstelnd zusammen. Eiskalt gerann es ihm in den Adern und seine Zähne schlugen hörbar aufeinander. Er hätte auch beten mögen, aber die Todesfurcht und die Furcht vor der gräßlichen Verantwortung, die er auf sich geladen, lähmten ihm im Verein die Zunge, und nur ein gebrochenes Lallen brach sich über seine Lippen Bahn.

Es war seltsam, aber es schien, als ob die beiden Männer im Kahn jetzt plötzlich ihre Rollen getauscht hätten und als ob der tobernde Muth, der bisher Don Peppino besetzt hatte, in den Schiffer hinübergefahren sei. Er begann sich aus seiner liegenden Stellung aufzurichten, den Bann seiner Trunkenheit von sich abzuschütteln und nach

Wellen und Wind Ausschau zu halten. „Wenn wir das Segel aufziehen versuchten und auf Capri zu hielten“, murmelte er, über den Bug hinauspehnd, „es ist ein Wirbelsturm, der nicht lange mehr anhalten kann und der in einen regelrechten Nordnordost umspringen wird.“

Er blickte auf Don Peppino.

„Cosimo“, ächzte dieser, „kommt heran, näher, auf ein Wort, Cosimo!“

„Das ist leicht gesagt, aber schwer gethan, Don Beppo! Der Wind bläst mich über Bord, ehe ich bei Euch bin. Was gibt es denn?“

nimmt's bei ein paar armen Sündern nicht so genau, denen das Wasser von oben und von unten an den Hals geht. Und wenn Ihr fertig seid —“

„Hört, Cosimo! Ein Wort, so lange wir noch reden können. Wie weit seid Ihr mit der Terefina gekommen? Ich beschwöre Euch, sagt mir die Wahrheit! Weßhalb wolltet Ihr jetzt noch lügen, da wir doch in einer Stunde zusammen vor Dem sein werden, der unsere Sünden an uns rächen wird? Ich vergebe Euch, was Ihr gethan, was es auch sein mag, nur laßt mich die Wahrheit hören!“

Cosimo war betroffen emporgefahren.

„Mit der Terefina?“ rief er, „mit Eurer Braut? Ja, was sollt' ich mit der denn gehabt haben?“

„Man hat Euch Abends miteinander im Weingarten gesehen — besinnt Euch!“

„Das ist freilich wahr, Herr, aber es ist nichts Unrechtes dabei geschehen.“

„Nichts, Cosimo? Wirklich nichts?“

„So wahr ich selig zu werden hoffe, nichts!“

Don Peppino athmete schwerer und schwerer.

„Und Ihr hattet das Mädchen lieb und hättet sie gern zu Eurer Frau gemacht?“

„Dazu sag' ich Ja. Aber ich bin ein armer Teufel, und da sie Euch angehört, ist sie sicher vor mir. Auch Ihr seid's, Don Beppo. Ich kann Euch in dieser Stunde der höchsten Todesgefahr gerade in's Auge sehen.“

Don Peppino bekreuzte sich.

„Dann sei Gott mir gnädig, den ich versucht habe!“ murmelte er und kauerte sich in steigender Todesangst zähneklappernd und frostsauernd zusammen.

Cosimo betrachtete ihn während der Dauer mehrerer Sekunden halb erschreckt, halb mitleidig. Es stieg etwas in ihm herauf wie ein furchtbarer Argwohn, dem er doch keine Worte zu leihen vermochte, der ihm aber zeitweilig die klare Besinnung raubte. Dann raffte er sich gewaltsam empor und rief in verändertem, hart befehlendem Ton: „Helft mir das Segel aufziehen, Don Beppo! Wir müssen das Lehte versuchen.“

Don Peppino blickte mit dem sichern Bewußtsein in Sturm, Regen und Wogendräng hinaus, das Aufziehen des Segels werde vergeblich sein, dann aber wandte er sich zurück und kam schweigend dem Befehl nach. Während der Kahn, der sich immer mehr mit Wasser zu füllen begann, schwankte und in allen Fugen zitternd krachte, so oft ein neuer Anprall der Wellen ihn traf, arbeiteten die Beiden in anstrengender Thätigkeit

darán, das Segel loszuwickeln und am Mast in die Höhe zu ziehen. Sie sprachen Beide kein Wort dabei; nur aus dem leuchtenden Ton, der hin und wieder sich aus ihrer Brust emporrang, war zu erkennen, wie sie sich mühten.

Cosimo spähte nach dem richtigen Augenblick aus, in dem er das Kommando zum Aufziehen geben wollte, und Don Peppino erwartete ihn mit angehaltenem Athem, auf dem Boden des Fahrzeugs niederknien und bis an die Kenden im Wasser, das jetzt von oben und von unten sprudelnd herindrang. Er biß die Zähne, die ihm immer wieder vor Frost aufeinanderklagen, zusammen und betete, betete aus tiefster Seele, daß Cosimo gerettet werden möge,



Papigno und das Kastel S. Angelo (Perugia). Zeichnung von H. Fenn. (S. 598.)

Er beugte seinen Oberkörper zu dem schwer Athmenden hinüber.

„Da wir denn nun doch verloren sind —“ begann Don Peppino.

„Verloren? Noch nicht! Wer weiß, ob wir morgen Abend nicht noch alle Beide eine Tarantella auf der Piazza tanzen! Noch sind wir nicht verloren und haben ja wohl Beide keine Lust, zu probiren, wie kalt das Wasser eigentlich ist. Was soll's übrigens für den Fall, daß wir doch daran glauben müßten? Habt Ihr Euer Stößgebet vergessen und soll ich Euch helfen die Worte zusammensuchen? Sagt ein Vateroster her, Don Beppo, die Madonna

wenn auch er selber um seines unfühnbaren Frevels willen zu Grunde gehen müsse. Wenn aber auch er gerettet werde, so gelobte er im Stillen, außer den geweihten Kerzen für das Muttergottesbild im Dom, jedweden Anspruch an Teresina zu entsagen, der er sich in dieser Nacht für immer unwertig gezeigt.

Und dann scholl mitten in sein Gelöbniß hinein Cosimo's Stimme: „Los!“ und mit verzweifelter Kraftanstrengung zog Don Peppino an den schweren Seilen. Aber fast im gleichen Augenblick dröhnte ein gewaltiger Donnerschlag,

der das dunkle Himmelsgewölbe über ihnen in der Mitte auflaffen ließ, und das Boot wurde von der nächsten thurmhoch über sie her geschleuderten Welle fortgerissen. Ob Don Peppino die Seile losließ, ob die Wassermasse sie ihm aus den Händen fortspülte, wußte er selber nicht. Schon in der nächsten Minute wußte er überhaupt nichts mehr von sich. Der Kahn legte sich auf die Seite, immer neue Flutenberge wälzten sich heran, um ihn zu verschlingen, fahlgelbe Blicke zuckten über den Horizont hin und der Donner krachte unablässig. Noch einen letzten furchtbaren

Schrei stieß Don Peppino in seiner Todesnoth aus, noch einmal versuchte er, mit den Armen mächtig rudend, gegen den Wogenschwoll anzukämpfen, dann besiel ihn lähmende Schwäche, die Wasserstrudel zogen ihn mit sich, langsam, langsam bis in die Tiefe, und seine Sinne schwanden ihm.

„Es ist umsonst, der hat zu viel Wasser geschluckt!“ Es waren die ersten Worte, die Don Peppino nach langer, langer Zeit wieder vernahm, und auch sie klangen seltsam, wie aus weiter Ferne, durch dichten Nebel zu ihm herüber. Er wollte sich bewegen, aber seine Glieder ver-

## Aus unserer humoristischen Mappe.

Originalzeichnungen.



„Was machst Du da, Karl?“  
„Die Mama sagt immer, bei mir geht, wenn man mir etwas sagt, Alles bei einem Ohr hinein und beim andern hinaus, da hätte ich mir das andere Ohr zu.“



**Schriftstellerin** (pathetisch): Ein entschlicher Gedanke, Professor, von dieser Welt zu scheiden, ohne derselben seine Spuren eingepreßt zu haben.  
**Professor**: Beruhigen Sie sich, mein Fräulein, ich sehe bereits die großen Spuren, welche Sie hinterlassen...



**Gemeindebediener** (vortretend): Vom Pöblichen, Wohlweisen Magistrate wird hiemit kundgemacht:  
„Der gehern g'fallene Schnee ist noch heute wegzuschaukeln; der heut drauf gefallene aber kann einstweilen noch liegen bleiben!“



„Probir' mal diese Cigarre; aber womöglich mit Verstand rauchen!“



**Untersoffizier**: Herr Feldwebel, meine Leute beklagen sich, daß der Kartoffelbrei zu dünn wäre.  
**Feldwebel**: Lassen Sie sie erst ein paar Wochen hier sein, dann werden sie ihn schon dick kriegen.



„Unsißdoh!“ — Wenn it dir uffhebe, falle it selber rin, um wenn it drin lieje, hebst du mir nich uff, dadrum is et juter, it überlasse dir deinem frauenvollen Jeschi!“

sagten ihm den Dienst, er wollte sprechen, aber seine Zunge war ihm gelähmt; nicht das kleinste Lebenszeichen konnte er von sich geben, seinen Finger ausheben, nicht einmal mit der Wimper zucken. Eine todesähnliche Starre hielt ihn gefangen. Und doch vernahm er Alles, was um ihn her vorging, empfand er ganz deutlich, daß man von ihm rebete und sich mit ihm beschäftigte. Das war grauig. Man hielt ihn für todt und er war doch nur gelähmt und konnte es ihnen nicht sagen. Wahrscheinlich wollte man ihn nun auch begraben — lebendig begraben. Die Strafe war auch

nicht zu hart für ihn, der den Mord eines Unschuldigen auf dem Gewissen hatte.

„Flößt ihm noch mehr Brantwein ein,“ hörte er da plötzlich eine bekannte Stimme sagen, und er hätte schwören wollen, daß es Cosimo's Stimme sei, „sein Herz schlägt ja noch; er ist nicht todt.“

Eine Hand legte sich auf seine linke Brust, und Don Peppino fühlte unter ihrem Drucke dort nun selber, daß sein Herz noch schlug, freilich sehr langsam und leise. Dann brannte ihm eine herbe Flüssigkeit auf den Lippen und

strömte in alle seine Adern über und erweckte das erstarrte Blut dort wieder zu neuem Leben, daß es ihm pochend bis zu den Schläfen heraufstieg. Noch ein paar mal versuchte er vergebens, sich aufzurichten, dann gelang es ihm, wenigstens seine Lippen zu bewegen, und er konnte hauchen: „Noch mehr, noch mehr —“

Ein halbunterdrücktes Lachen folgte.  
„Nun, das Lebenswasser trägt seinen Namen wenigstens nicht umsonst,“ sagte eine rauhe Stimme hinterdrein, „der Kleine wacht wieder auf!“

Noch einmal führte man die Flasche mit dem belebenden Getränk an die Lippen Don Peppino's, und dieser sog gierig daran, bis er sein Herz laut und rasch schlagen fühlte, so laut, daß er den Schlag am Halse klopfen hörte. Und dann öffnete er die Augen und sah, halb geblendet, zitternd um sich. Er lag auf einem Bett in einem ärmlich eingerichteten Zimmer, das er nie vorher gesehen hatte, und ein paar bärtige Männer in der neapolitanischen Schiffertracht saßen und standen um ihn her, und auch Cosimo war da, Cosimo Lauri, mit dem zugleich er in den Wellen hatte untergehen wollen. Nur andere Kleidung hatte er angelegt und sein Gesicht war bleich. Aber sein Anblick durchdrang Don Peppino mit so stürmischem Freudegefühl, daß er am liebsten gleich aufgesprungen wäre und ihn umarmt hätte, wären nur seine Glieder nicht noch immer von einer Lähmung erstarrt gewesen.

„Cosimo,“ rief er daher nur leise, „wo sind wir?“

„Auf Santa Lucia in Neapel, Don Beppo,“ gab der Befragte unter dem Lachen der anderen Männer zurück. „Ihr habt die Reise ohne alle Seerkrankheit bestanden, denn Ihr wußtet von Euch selber nichts. Nur Euren Weinhandel in Casamicciola werdet Ihr wohl noch vertragen müssen, aber sonst seid Ihr heil und gesund und alle Beide sind wir mit dem Schrecken davon gekommen. Seht Ihr? Hab' ich's Euch nicht prophezeit, wir würden noch eine Tarantella tanzen, trotz Sturm, Regen und Wellen? Ein Höllewetter war's, das muß wahr sein, aber es hatten sich — der Madonna sei Dank! — doch noch andere Männer in den Golf hinausgewagt, als wir Beide, und weil sie zu Sechsen beieinander waren, keinen weißen Capriwein getrunken hatten und ihr Handwerk aus dem Grunde verstanden, brachten sie nicht nur sich selber glücklich durch, sondern konnten auch noch zwei Schiffbrüchige bei sich aufnehmen, von denen der eine — nämlich Ihr, Don Beppo — auf dem umgestürzten Kahn da lag, so leblos wie ein Stück Holz. Es gab Keiner mehr etwas für Euer Leben und am liebsten hätten sie Euch gar nicht mehr mitgenommen, aber mir war's, als müßten wir Euch noch einmal aufwecken, von wegen der Tarantella, wißt Ihr!“

(Fortsetzung folgt.)

## Papigno (Perugia).

(Bild S. 596.)

Es ist eine echte Apenninenlandschaft, in welche wir den Leser durch unser wirkungsvolles Bild führen. Da gibt es himmelhohe Berge, fahl, malerisch geformt, gewaltig dräuend durch starre Felsmassen und tiefe, steil abfallende schluchtartige Täler, frisch grün durch Steineichen und Kastanien, indeß grauschimmernde Oliven die sonnigeren Hänge bedecken und dunkelgrüne Pinien fast bis an die Wolken aufsteigen. Inmitten solcher Szenerie liegt das Dörfchen Papigno in Umbrien, ganz in der Nähe der weltberühmten Wasserfälle von Terni. Es ist ein Häufchen Häuser, weiß von Mauerwerk, roth die Dächer, mit kleinen, schiefelichten Fenstern, hoch und burgartig, die aus den Felsen emporgewachsen scheinen. Die verfallenen Mauern und Thürme, welche das Dörfchen umgeben, deuten auf eine stürmische und kriegerische Vergangenheit. In diesen Häusern führen die wenigen düsteren Einwohner ein ernstes, schwerer Arbeit gewöhntes Leben; sie sind arm, aber durch die Einfachheit ihrer Sitten gesund und stark und ohne Bedürfnisse. Freilich sehen sie wie Räuber aus; die dunklen, scharf markirten Gesichter, die schwarzen Bärte und die spitzen Hüte auf den düster blickenden Köpfen machen ihren Anblick wenig vertrauenswürdig. Das ist aber — wie vielfach in Italien — Täuschung nordischer Reisender. Diese vereinsamten Gebirgsbewohner sind Hirten und Bauern von patriarchalischem Charakter, freilich mit oft aufstoßender wilder Leidenschaft, von welcher der Fremde jedoch nur ausnahmsweise etwas erfährt. Papigno mit Umgebung gewährt ein charakteristisches Bild des innern Apennins zwischen Florenz und Rom.

## Die Kraft des Niagarafalles.

Aus einem Vortrage des amerikanischen Ingenieurs Rhodes entnehmen wir einige Angaben über die Kraft des Niagarafalles und die bisherige Ausnutzung derselben. Durchschnittlich fließen durch die Fälle 275.000 Kubfuß in der Sekunde und der Fall selbst vom Beginn der Stromschnellen ab beträgt 230 Fuß. Die Wucht dieser Wassermassen schlägt Rhodes auf etwa 7 Millionen Pferdekraft, d. h. auf die Leistung von 1400 Lokomotiven zu je 500 Pferdekraft. Diese Kraft durch Wasserräder und elektrische Uebertragung in einem Umkreise von 800 Kilometer auszunutzen, würden Anlagen nöthig sein, deren Kosten auf 5 Milliarden Dollars oder 21 Milliarden Mark zu veranschlagen sind. — Bisher wird nur ein winziger Theil der ungeheuren Kraft ausgenutzt. Auf der kanadischen Seite arbeitet ein kleines Wasserrad, welches Wasser pumpt. Auf der amerikanischen Seite sieht es etwas weniger beachtend aus. An den Stromschnellen sind fünf Ableitungsanlagen angelegt, welche Wasserräder von etwa 1000 Pferdekraft treiben; ferner gibt es da einen unterirdischen Kanal, welcher das Wasser aus den Stromschnellen aufnimmt und dessen Ausfluß unterhalb des Falles liegt, so daß der ganze Niveauunterschied von 230 Fuß hier ausgenutzt wird. Leider wird der Kanal nicht sorgfältig unterhalten und ist zum Theil mit Gesteinstrümmern angefüllt. Immerhin liefert das Gefälle hier an 5000 Pferdekraft mittels Turbinen, welche verschiedene Maschinen treiben. Zu Zwecken der elektrischen Beleuchtung ist der Niagarafall bisher kaum angezapft. Er beleuchtet nur das Dorf Niagara-Falls und liefert das Bogenlicht, mit welchem die Fälle Abends zu Ruh und Frommen der Touristen beleuchtet werden. Es ist indessen im Werke, die Stadt Buffalo von den Fällen aus elektrisch zu beleuchten und auch womöglich die dortigen Gewerbetreibenden auf demselben Wege mit Betriebskraft zu versorgen.

## Die schöne Wittwe.

Roman

von

E. S. v. Pedenroff.

(Fortsetzung.)

Der Leser hat es aus dem Benehmen Marietta's wohl errathen, daß die Notizen über den Prinzen Emil nicht allzu ungünstig gelaute, wenn man ihr auch hinterbracht, er habe erst vor fünf Monaten in sehr intimen Beziehungen zu einer Baronin von Lieben gestanden, die sehr plötzlich abgebrochen worden, und die Nachricht, daß in der Villa Zampa eine Baronin Lieben aus Berlin erwartet werde, hatte Marietta mit erklärlicher Neugierde erfüllt.

Ella träumte sich gewiß nichts weniger, als daß sie auf dem Wege nach der Villa von Jemand beobachtet wurde, der ihr nahe gestanden. Sie hatte weder ihre Abreise noch das erste Ziel derselben so geheim halten können, wie sie das gewünscht, aber sie hatte sich, als sie in Venedig unter den verschiedenen Anpreisungen von Pensionaten und Wohnungen am Lago Maggiore ein Anerbieten aus Laveno gewählt, vorher erkundigt, wer von deutschen Gästen dort wohne, und nur gleichgültige Namen gehört, man hatte ihr den Prinzen nicht genannt, weil derselbe hier kein Quartier genommen und nur die Villa Cannero als Gast besuchte, wenn er von Ballenza herüber kam.

Wer, aus dem Geräusche der Welt flüchtend, einen stillen Ort sucht, wo ihn Niemand kennt, der findet solchen leicht, wen aber das Gespenst verfolgt, er müsse der Schande entfliehen, der fühlt sich nirgends sicher, der glaubt in jedem auf ihn gerichteten Blick argwöhnische Neugierde zu entdecken. Hatten die größeren Zeitungen den Vorfall im „Kronprinzen“ diskret behandelt, so hatten die Organe der standalsüchtigen Presse mehr oder minder deutlich davon gesprochen, daß eine Dame aus vornehmen Kreisen in die Untersuchung verwickelt sei, man hatte in einzelnen Blättern sogar den Namen der Baronin erkennbar angedeutet und eine stolze, empfindliche Natur, wie die Ella's es war, fühlte sich dadurch wie öffentlich gebrandmarkt und steckbrieflich verfolgt, als müsse Jeder auch in den fernsten Landen, sobald er sie sähe, errathen, welche Schmach sie getroffen. In den Gasthöfen unterwegs hatte sie kaum ihr Zimmer verlassen, für die Bergrouen hatte sie sich einen eigenen Wagen genommen, auf dem Dampfer war sie trotz des herrlichen Wetters in der Damenkabine geblieben. Sie kam zum ersten Male nach Italien, sie erschraf, als sie beim Verlassen des Schiffes einen eleganten, belebten Ort vor sich sah, sie hatte gedacht, ein stilles Häuschen am schönen Seeufer unsern eines italienischen Städtchens zu finden, in welchem höchstens einige Kurgäste, welche die milde Luft des Südens genossen, außer den Vasanten und Touristen verweilten. Statt dessen sah sie überall prächtige Landhäuser, große Hotels und am Strande ein elegantes, großstädtisches Treiben.

Die Villa Zampa entsprach insofern der Beschreibung, die sie erhalten, als sie zu den bescheidenen Logirhäusern gehörte, sehr einfach eingerichtet war, und, unter dem Laube einer prächtigen Vegetation versteckt, Demjenigen, der einsam für sich leben wollte, die Gelegenheit dazu innerhalb ihrer Umhägung bot. Dennoch fühlte sich Ella in ihren Erwartungen bitter enttäuscht, und ihre Verstimmung steigerte sich, als die rebelle Wirthin ihr durch die Mittheilung, der Graf Cannero, der wahrscheinlich zu ihren Bekannten gehöre, habe sich nach dem Tage ihres Eintreffens erkundigt, etwas Angenehmes zu sagen glaubte.

Ella war noch damit beschäftigt, ihre Koffer auszupacken, als das Geräusch von Männertritten und flüsternden Stimmen ihre Aufmerksamkeit erweckte. Es war ihr gesagt worden, daß außer ihr nur eine alte, kränkliche Dame im Hause wohne. Sie ließ durch ihre Zofe nachfragen, ob etwa die an ihre Gemächer anstoßenden Zimmer ebenfalls vermietet wären, und erhielt die Antwort, das sei soeben geschehen, ein Fremder, der mit demselben Schiffe wie sie gekommen, sei ihr Nachbar geworden.

Ella hätte am liebsten ihre Wohnung sofort wieder abgegeben, aber sie hatte dieselbe für drei Wochen gemiethet und hätte auch nicht gewußt, wo sie sogleich eine passendere gefunden. Wie eine böse Ahnung überkam es sie, als ob die ersten Enttäuschungen nur die Vorbereitungen zu Schlimmerem, eine unerklärliche Angst und Unruhe bemächtigte sich ihrer, sie hätte über die Gespensterfurcht ihrer Phantasie lächeln mögen, aber es war ihr, als habe sie bei dem Geflüster im Nebenzimmer die Stimme Sternheim's erkannt.

Die Stunde, in welcher man in den italienischen Pensionen die Hauptmahlzeit gemeinsam einnimmt, war vorüber, die Gelegenheit, ihre Nachbarn kennen zu lernen, also für heute nicht mehr geboten, falls sie dieselben nicht im Garten traf, und dorthin sich zu begeben, war verlockend genug; der Himmel war mit leuchtenden Sternen besät, würzige Däfte strömten in das geöffnete Fenster, man hörte aus der Ferne die süßen Klänge einer Mandoline und der ganze Zauber einer milden italienischen Nacht mahnte Ella, im Genuße der Natur die Sorgen des Tages zu vergessen.

Der Garten war menschenleer, die Bewohner des Hauses waren vermuthlich zum Strande gegangen, Ella

fand einen lauschigen Platz in einer von Granat- und Orangenbäumen gebildeten Laube. Hier war es so friedlich still, so einsam und zu Träumen verlockend, daß sie bald ihren Unmuth vergaß und wie berauscht von dem Zauber einer schönen, fremdartigen Welt sich in Gedanken an die Träume der Jugend verlor.

Wie bitter hatte das Leben die Hoffnungen ihres Herzens enttäuscht, es hatte sich schwer bestraft, daß sie die Warnungen ihres Vaters nicht beachtet; aber hatte sie sich durch das Unglück belehren lassen, hatte sie nicht auf Liebenstein den Mann kühl von sich gewiesen, den ihr der alte Freund ihres Vaters gesendet, hatte sie das sympathische Gefühl, das sich ihrer bei seinem Anblick bemächtigt, nicht bloß deshalb bekämpft und verleugnet, weil sie Allem Trost bot, was ihr der Freund ihres Vaters empfohlen?

Sie fühlte es, daß schon damals die Liebe zu Willi in ihrer Brust erwacht, wie viel Schweres wäre ihr erspart geblieben, wenn sie ihr wahres Gefühl nicht verleugnet! Hatte sie recht gethan, ihn jetzt abermals zu fliehen, nachdem er es ihr gesagt und ihr bewiesen, daß er sie liebe?

Ein Geräusch leise nahender Tritte stört sie auf. Ein Mann tritt aus dem Schatten der Granatbüsche und wendet sich der Laube zu; es ist, als wolle ihr das Blut in den Adern zu Eis erstarren, ist es Wirklichkeit oder nur ein Spitzgebilde ihrer Phantasie? — Es ist derselbe Mann, der auf Liebenstein sie zu später Stunde überfallen.

„Sehe ich recht?“ flüsterte Graf Sternheim, den Ueberaschten spielend, „ist es möglich? Du — Sie hier — Ella!“

Die Baronin ist sprachlos vor Schrecken, Empörung und Zorn, sie vermag sich nicht zu erheben, ihr sind die Kniee wie gelähmt.

„Sollte es eine Fügung sein, daß ich Dich hier treffe, Ella? Sie haben das Band zwischen uns schnöde zerrissen. Wer hat mich bei Ihnen verleumdet?“

„Hinweg — verlassen Sie mich! Wagen Sie es zum zweiten Male, mich zu überfallen, zu beschimpfen?“

„Ich bin ebenso überrascht wie Sie. Ich bringe nicht bei Ihnen ein, ich wohne hier. Sie haben mir zwar einen Absagebrief geschrieben, aber als Ihr Verlobter hatte ich das Recht, eine Erklärung zu fordern. Sie flüchteten vor mir und das Schicksal führt uns doch zusammen, es hat Mitleid mit meinem Schmerz. Wollen Sie mir nicht wenigstens sagen, warum Sie Ihr mir gegebenes Wort nicht halten wollen?“

Ella schaute sich um wie eine Verzweifelte. Wen sollte sie zu Hülfe rufen, war selbst Jemand in der Nähe, den ihr Ruf erreichte, was sollte sie sagen?

Der Mann, der sie heute überfiel wie damals, war ihr Verlobter gewesen; er forderte nur eine Erklärung ihrer Aussage, wer wollte ihr glauben, daß sie ihm nur mit Thränen der Bitterkeit und hilfloser Verzweiflung das Jawort gegeben, daß ihr Herz ihn gehaßt, gefürchtet, verachtet und erst wieder aufgeathmet habe, seit sie die Kette zerrissen?

„Verlassen Sie mich,“ klang es stöhnend aus gepreßter Brust, „oder ich stürze mich in den See, wenn ich Ihnen nicht anders zu entinnen vermag; lieber den Tod, als Ihre Nähe!“

„Und ich schlage den Buben, um dessentwillen Sie mich haßen, eher mit meinen Fäusten todt, als daß ich Dich ihm gönne. Ich liebe Dich, ob Du mich haßest oder nicht, ich lasse Dich nicht, und müßte ich Dich von den Enden der Welt holen oder Dich in's Zuchthaus bringen, Deinen Trost zu brechen. Paßt es Dir nicht, mir hier als meine Braut die Hand zu reichen, so sollen die Leute auf Dich mit Fingern zeigen, ich sage Jedem, daß Du des Mordes verdächtig. Dein Sklave, wenn Du mich erhörst, Ella, Dein Henker, der Dich foltert, bis Du Dich ergibst, wenn Du meiner Qualen spottest! Wähle — Du entrindest mir nicht!“

Ein gellender Schrei war die Antwort Ella's; er streckte die Hand nach ihr aus und das Grauen vor der Berührung löste den Bann, der ihre Zunge, ihre Glieder gelähmt, sie wollte flüchten, aber er packte sie.

„Bist Du wahnsinnig?“ flüsterte er, „wirst Du mich zwingen?“

Er konnte nicht aussprechen. Zwei Männer, welche sich in der Nähe befanden und das Gespräch belauscht, hatten sich über den Jaun geschwungen; der erste schlug Sternheim mit der Faust vor den Kopf, daß er zurücktaumelte, der andere fing die halb ohnmächtige Ella auf und führte sie hinweg.

„Bube!“ knirschte Sternheim, aber er stockte, als er einen elegant gekleideten Herrn vor sich sah.

„Sie werden mir auf der Stelle zur Polizei folgen, ich bin der Graf Cannero, Präsekt des Kreises!“ herrschte Erminio.

„Es liegt ein Mißverständniß vor,“ stotterte Sternheim; „die Dame ist meine Braut, sie ist nervös überreizt. Ich bin der Graf Sternheim, ich fordere Genugthuung für den thätlichen Angriff.“

„Sie sind ein Schuft, der eine wehrlose Dame beschimpft!“ unterbrach ihn Cannero; „ich werde mich dessen auf dem Polizeiamte versichern, daß die Dame in Zukunft vor Ihnen sicher ist; wollen Sie mir gutwillig folgen, oder soll ich Sie verhaften lassen?“

„Ich habe Ihnen gesagt, daß ich Kavalier bin, daß Sie sich über den Charakter des Vorfalls täuschen. Seine Heiligkeit, der Fürst von —“

„Protegiert Keinen, der insam gehandelt!“ rief jetzt Prinz Emil, dazwischen tretend. „Sie haben mich belogen, Graf Sternheim. Die Baronin erklärt mir, daß Sie schon ein Attentat gegen ihre Ehre versucht, daß sie, übermüdet von Ihnen, ihr Jawort gegeben, aber dasselbe zurückgenommen.“ Sternheim war leichenblau geworden, als er den Prinzen vor sich sah, wie ein ertappter Verbrecher stand er da. Der Prinz wechselte einige flüsternde Worte mit dem Grafen Cannero.

Der Italiener sah nach der Uhr. „In fünfzehn Minuten,“ sagte er, sich zu Sternheim wendend, „kommt der Dampfer. Wenn Sie sich verpflichten, mit demselben nach Atrona und dann weiter nach Mailand zu fahren und sich hier nicht wieder blicken zu lassen, so stehe ich davon ab, Sie zur Rechenschaft zu ziehen.“ „Ich werde reisen,“ versetzte Sternheim, froh, sich den Blicken dieser Männer entziehen zu können. (Schluß folgt.)



## Aus allen Gebieten.

### Brombeerenkultur.

In der Nähe größerer Städte lassen sich von Bodenschichten, die zu keiner Kultur sich eignen, durch Kultivierung von Brombeeren bedeutende Reinertragsummen gewinnen. Die Kultur der Brombeeren ist sehr einfach. Der Boden wird tüchtig bearbeitet, gedüngt und die Pflanzung angelegt. Die Schößlinge werden festgebunden, um nicht durcheinander zu wachsen. Alle Triebe, die das vorhergehende Jahr Früchte getragen, dürr sind oder einander kreuzen, werden weggeschnitten, die Hauptschößlinge eingekürzt, insbesondere die Seitentriebe entfernt. Da die Brombeerensträucher stark austreiben, können selbe auch als Heckenanlage Benützung finden; eine Brombeerenhecke ist undurchdringbar. In den Vereinigten Staaten Nordamerikas wird der Brombeerenkultur große Aufmerksamkeit geschenkt und lohnt selbe sehr gut die angewandte Mühe durch bedeutenden Ertrag selbst auf dem sandigsten Boden. Vielfach werden die Brombeeren an Stahldrahtpalisaden gezogen und die Zwischenräume mit Erdbeeren bepflanzt. Am verbreitetsten sind nach dem „Hamb. Corr.“ (Landwirtschaftliche Zeitung) die Sorten „New Rochelle“, „Lawson“ und „Dorchester“. Die Verwertung geschieht entweder in frischem Zustande oder eingemacht als Fruchttafel (Gelatée, Compoté u.) oder durch Zerkleinerung zu Fruchtwein. Letzterer wird bereitet, indem man 3 Theile gereinigter Beeren 5 Theile Wasser, welche mit 1 Theil gelochtem und abgeschäumtem Honig vermischt sind, zusetzt und das Gemisch vier bis fünf Tage stehen läßt, dann wird der Saft abgepresst und in üblicher Weise Fruchtwein dargestellt.

### Gegen Hühneraugen.

wird Kolloidum empfohlen. Das Kolloidum, namentlich anwendbar bei weißgefärbten, oberflächlich weichen und schmerzhaften Hühneraugen, bewirkt ein Zusammenschrumpfen derselben, sie sinken mehr und mehr zusammen und lassen sich schon nach dreimaliger Behandlung herausheben. Die gelben, sehr harten und in der Tiefe auffallend schmerzhaften Hühneraugen werden nach einem lauwarmen Bade mit einer Feile oder Bürste bearbeitet, gelingt das nicht, mit dem Messer schichtweise abgetragen, niemals darf aber mit dem Messer in die Tiefe gedrungen werden. Sobald die oberflächliche harte Schicht entfernt ist, wird dann ebenfalls Kolloidum angewendet. Mit Rücksicht auf etwaige Hautabschürfungen ist aber dann eine Auflösung von Jodoform in Kolloidum (1:20) vorzuziehen. Dieses Jodoform-Kolloidum schützt die Hühneraugenwunde vor dem Eindringen von entzündungserregenden Bakterien, welches unter Umständen zu Lymphgefäßentzündung, ja zu Blutvergiftung führen kann.

### Zucker zum Weichkochen von Erbsen, Linsen, Bohnen.

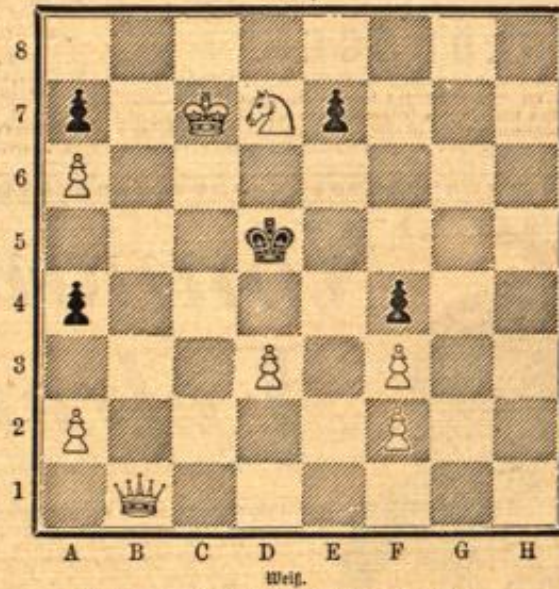
Um diese Hülsenfrüchte in Brunnenwasser weich zu kochen, setzt man gewöhnlich etwas Soda zu. Die Speise erhält jedoch dadurch einen faden, unangenehmen Geschmack. In der „Wiener Illustrirten Gartenzeitung“ empfiehlt man die Anwendung von Zucker statt Soda. Wird dem Wasser ein wenig Zucker zugefügt und werden die Hülsenfrüchte darin gekocht und darnach mit gewöhnlichem Salz gewürzt, so kochen sie sich weich und nehmen einen trefflichen Geschmack an. In Familien, in welchen man viel dieser vorzüglich nährenden Hülsenfrüchte kocht, wird man gewiß einen dießbezüglichen Versuch gerne machen.

### Eisenkitt für Ofen und Dampfapparate.

Man nimmt 2 Gewichtstheile gewöhnlichen, wohlgetrockneten pulverisirten Lehm, 1 Gewichtstheil Borax und so viel Wasser, als nöthig ist, um aus der Masse einen geschmeidigen Teig zu machen, was durch fleißiges Kneten geschieht. Mit dieser Masse bestreicht man sorgfältig die Fugen. Dieser Kitt hält, sobald derselbe der Hitze ausgesetzt ist, selbst auf flachen Stellen so fest, daß er nur mit dem Meißel ausgearbeitet werden kann, wenn man ihn wegschöpfen will.

## Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)  
Aufgabe Nr. 13.  
Von W. Richter in Berlin.  
Schwarz.



Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

### Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 11 in Nr. 42:

- |                                                           |                                |
|-----------------------------------------------------------|--------------------------------|
| 1) D. G 8 — H 7 . . . . .                                 | 1) R. E 5 — D 4.               |
| 2) E. E 3 — C 2 Matt.                                     |                                |
|                                                           | A.                             |
| 1) D. C 7 — F 7 Matt.                                     | 1) R. E 5 — F 4.               |
|                                                           | B.                             |
| 1) D. E 3 — F 5, E. C 7 — C 6 oder E. E 3 nimmt D 5 Matt. | 1) R. E 5 — D 6, — E 6, — F 6. |
|                                                           | C.                             |
| 1) D. C 7 — C 6 Matt.                                     | 1) D 5 — D 4.                  |

### Schachbriefwechsel.

Hrn. Jakob Wehner in Reut. In Nr. 5 nach 1) D. B 6 — B 2 wird, wie Sie irrtümlich behaupten, durch D. G 8 — C 4 das Matt, das mit dem nächsten Zuge folgen soll, verhindert. Sie übersehen jedoch, daß 2) E. E 3 nimmt G 2 matt. — Hr. Kellner in Prag, G. Simon in Romno, G. W. in Potsdam, Carl v. D. in Glogau. Für Nr. 5 wird 1) D. B 6 nimmt C 6 unmöglich, weil D. G 8 — A 2 das Springermatt vereitelt. — W. Heintzmann in Freudenstadt und H. Waderhoff in Riga. In Nr. 7 ist durch den sehr naheliegenden Zug 1) E. C 6 — D 4 + kein Matt mit dem nächsten Zuge herbeiführbar, weil C 5 — C 6 das Schach deckt. — Hugo Kellner. In Nr. 10 nach 1) D. B 4 — C 5, B 6 — K 5, zieht 2) R. D 4 — C 3 + nicht Matt, da Bauer K 5 den Schach bietenden Thurm schlägt. — Joh. Morath in Dillendorf. Bitte Nr. 5 genauer zu prüfen. — Hr. Ferd. Schramm in Wien. Nr. 3 u. — Ferdinand Hartweg, Hubert in Kiel, Max Stehnes in Oberhambühren, G. v. R. in Belg., R. Lewin in Berlin, Georg R. i. in Frankfurt a. M. Nr. 5 und 6 r. — Dinslage in Deut. Nr. 6 — 8 r. — H. Kewitt in Vöden, M. D. in Würzburg, Georg Meyer in Bremen, W. S. in Beeskow. Nr. 7 r. — J. Klatz in Jandbrud. Nr. 6 — 8 und 11 r. In Nr. 10 (weiter) 1) D. B 4 — C 5 an B 6 — B 5. — Th. G. Sieblitz, W. Carlberg in Breslau, E. D. in Spandau. Nr. 10 r. — A. Simon in Romno, D. Gerhard in Königsberg i. Pr., D. Sieger in Berlin. Nr. 11 r. — Anton Walter in Prag, Cukav D. in Sorau, L. Wandt in Frankfurt a. M. Nr. 7 und 8 r.

Hrn. Gustav D. in Danzig. Das Selbstmatt ist eine Aufgabe, in der der Kämpfende den Kämpfenden zwingt, ihn (nämlich den Kämpfenden) mattzusetzen. Hier wird also ein Ziel erreicht, das dem der Schachpartie entgegensteht. Ihr Wunsch entsprechend, legen wir Ihnen folgende Aufgabe vor, die zu den letzten dieser Art gehört: Weiß R. A 1, Z. C 1, F 3, Z. E 6, B. H 5. Schwarz R. G 7, T. H 7, V. H 8, R. C 1, H 6. Selbstmatt in zwei Zügen. — Carl W. in Köln. Eine Sammlung der besten Turnierpartien der neueren Zeit enthält Jean Dufresne's Schachturnierbuch, Verlag von H. R. Voigt in Weimar. Preis 3 M. Von der Uebung im Gedächtnisspiel rathen wir Ihnen ab, weil im Grunde zwecklos und sicher für die Gesundheit nicht förderlich.

Hrn. D. v. W. in Wien. Samuel Loyd lebt in New-York und hat kürzlich unter dem Titel: „Chess strategy“ eine Sammlung seiner Probleme nach Erklärungen veröffentlicht.

Hrn. v. S. in Regensburg. Das erlöste Matt findet man bereits bei den ältesten italienischen Autoren. Das Geheiß zu dieser Mattführung hängt in der praktischen Partie vornehmlich, muß sie jedem tüchtigen Schachspieler bekannt sein. Die Stellung der berühmten indischen Aufgabe ist folgende: Weiß R. A 1, Z. D 1, R. G 2, H 6, B. B 2, F 2, G 4; Schwarz R. E 4, S. F 3, B. B 7, E 6. Weiß zieht und setzt mit dem vierten Zuge Matt. — Hermann Enders in Großbreitenbach. Nr. 8 r.

### Damenspiel-Briefwechsel.

Hrn. Hempel in Dresden, W. v. D. in Gifu, Gustav Jakob in Berlin, W. D. in Prag, L. St. in Kottbus, Hermann Behrend in Danzig, W. Bandmann, S. Leutner in Breslau. Nr. 11 r. — Hr. G. Schneider in Wien, R. Hubert und Hennig in Kiel. Sammlende eingelebte Lösungen richtig. Die Aufgaben werden benützt werden. Freundschaften. — Leo Berne in Posen. In Nr. 11 nach 1) D 2 — C 3 würde Schwarz nicht die beiden Steine E 3 und C 3, sondern E 5 und C 5 schlagen und die Partie gewinnen. — Hr. Carl Oberst in Berlin. Für Nr. 9 führt nur 1) D. E 5 — G 3 zum Ziel, denn wenn Schwarz nach diesem Zuge 1) D. D 8 — E 7 (F 6, G 5) spielt, gewinnt 2) D. F 2 — E 1 oder G 1. Auf D. D 8 — H 4 entscheidet 2) A 3 — B 4, folgt nun D. A 5 — C 3 (D 2), so gewinnt 3) D. F 2 — G 1. Geht jedoch D. A 5 — E 1, so geht die schwarze Dame in Folge des Zuges 3) D. G 3 — H 2 verloren. — Hr. v. S. in Nürnberg. In Nr. 10 wird das Spiel nur durch 1) F 4 — G 5; 2) D. E 3 — G 5 und 3) F 2 — G 3 gewonnen. Wenn Weiß anders spielt, bleibt die Partie unentschieden. — Hr. D. R. . . in Potsdam. Eine der ältesten Aufgaben der von Ihnen erwähnten Art ist folgende: Weiß St. A 1, E 1, E 3, F 4, H 4. Schwarz D. C 3; St. C 7, H 6. Weiß zieht und gewinnt nach französischer Regel; nach deutscher gewinnt Schwarz.

Hrn. W. Döring in Wien, L. v. G. in Prag, St. R. in Warschau, L. Schlegler in Berlin, S. G. in Augsburg. Nr. 8 — 10 r.

### Auflösung des Räthelsprungs Seite 575:

Wenn ich in deine Augen seh',  
So schwindet all' mein Leid und Weh;  
Doch wenn ich küsse deinen Mund,  
Dann werd' ich ganz und gar gesund.  
Wenn ich mich leh' an deine Brust,  
Kommt's über mich wie Himmelslust;  
Doch wenn du sprichst: „Ich liebe dich!“  
So muß ich weinen bitterlich.

S. Feine.

In der gleichzeitig mit dieser Nummer zur Ausgabe gelangten Nummer 41 unserer

## „Deutschen Romanbibliothek“

beginnt neu:

## Trente-et-Quarante.

Eine Spielbadgeschichte

von  
B. G u l o f.

In das Abonnement auf die „Deutsche Romanbibliothek“ — Preis in wöchentlichen Nummern nur 2 Mark vierteljährlich, in 14-tägigen Heften 35 Pf. pro Heft — kann noch jederzeit eingetreten werden, und zwar geschieht dies am besten bei derjenigen Buchhandlung oder Postanstalt, von welcher man die „Illustrirte Welt“ bezieht.

Die bereits erschienenen Nummern oder Hefte des Jahrgangs werden neu eintretenden Abonnenten auf Verlangen sämmtlich zum gewöhnlichen Preise nachgeliefert.

Stuttgart.

Deutsche Verlags-Anstalt

vormalig Eduard Hallberger.

### Kleine Korrespondenz.



Hrn. K. Rehle in Klosterwalde. Sie haben Recht. Der Ausspruch: „Das Beste ist das Wasser“, stammt von Pindar (Olympia 1, 1) und V. v. G. kann in diesem Falle nur heißen: Pindar von Griechenland. Abonnent G. in St. Ingbert. Das gewünschte Buch ist im Verlag von Fr. Bartholomäus in Esfurt erschienen.

Hrn. J. Cramer in Leipzig. Darüber orientiert Sie sehr hübsch das Werk des jüngst verstorbenen A. Stieler: „Kunstabilder aus Bayern“ (Stuttgart, Bong.). Auch die Romane von Maximilian Schmidt.

Abonnentin O. wünscht zu erfahren, wie man Fledermause fängt. Wir können hier keinen Rath geben, vielleicht ist einer unserer Leser hierin erfahren.

Hrn. J. Grönsfeld in M. Vielleicht durch das Nählein: „Der Anwalt in Straßaden für das deutsche Volk in Beispielen“ (Neuwied, Neuen's Verlag). Am besten jedoch eine Anfrage bei einem Rechtsanwalt.

Nützliche Lösungen von Rebus, Rätheln u. dgl. sind uns zugegangen von: Fr. Margarethe Landberger, D.; Elise Babel, Ravensburg; Hulda Meerhausen, Halle; Emma Winger, Göttingen; Ottilie Krehl, Ruffin; Frau Karoline Bunge, Braub; Hermine Klien, Jülich; Bertha Semperlin, Leipzig; G. Franzens, Kiel; Hr. D. Sping, Ludwigshafen; A. Jiler, Linde; M. Bohling, Freiburg; G. Kientorp, Budau; S. Klar, Wien; G. Wenger, Jülich; G. Rittershoben, Chicago; A. Meufeler, München; W. Treudel, London; J. Meißner, Hildesheim; W. Sterneder, Wetzungen.

Frau Antonie R. für August und September hochgelegene Schweizer Kurorte, Juli Engelberger Thal.

Hrn. C. W. in Bernburg. Die Plutabellen für die verschiedenen Kistenorte sind ganz lokal. Diepe, Portum, Höhr, Sult haben besondere, welche durch die betreffenden Baderdirektionen zu erhalten sind.

Hrn. G. Wachs in Berlin. Hinsichtlich der Verbreitung der Rheinischtroutenherstellung in den Rheinlanden sollten Sie sich an den landwirtschaftlichen Verein für Rheinpreußen in Düsseldorf wenden.

H. R. in W. Die chirurgische Instrumentenfabrik von Fischer in Heidelberg.

### Korrespondenz für Gesundheitspflege.

Ein neues Verfahren gegen das Ausfallen der Haare gibt Dr. Baffar, Dozent in Berlin, an: Die Kopfhaut wird täglich mit Theerseife oder flüssiger Glycerinalseife, auch mit kräftiger Jodjodseife reichlich eingeschrumpft und etwa 15 Minuten lang unter kräftigem Reiben eingeseift. Alsdann folgt Uebergießung mit warmem, allmählich abkühlendem Wasser und hierauf ausgiebige Wärmungen mit einer Sublimatlösung (2 pro Mille). Hierauf wird getrocknet und der Haarboden mit einer halbrozentigen spirituellen Naphtholölösung eingegeben und zuletzt eine einfache Uebergießung mit circa 25 Gramm 11/2prozentiger Karbol- oder Salicyllösung vorgenommen. Diese Behandlung muß mit Bedarrlichkeit mehrere Wochen lang fortgesetzt werden; im Allgemeinen scheint eine Dauer von 8 Wochen zu genügen, obgleich es jedenfalls vortheilhaft sein wird, auch nach späterhin die Prozedur ein- bis zweimal wöchentlich wiederholen zu lassen. Während in den ersten Tagen diese Behandlung geradezu als Exfoliation wirkt, so daß alle lose stehenden Haarschäfte mechanisch entfernt werden, tritt nach Verlauf von 2 bis 3 Wochen der Haarerneuerung vollständig auf und tritt, wenn genügend lange fortgesetzt wird, nicht wieder ein. Das Verfahren ist zwar etwas umständlich, doch soll es sich bis jetzt am meisten bewährt haben.

Dr. Sch.

### Anfragen.

46) Wie erhält man Thierbälge zum Verschluß von Gläsern weich und elastisch?

Redaktion: Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart.

### Inhalts-Übersicht.

Text: Samba, eine Geschichte aus Rumänien von Marco Brocmer. Fortsetzung. — Nöbling und Umgebung, von E. — Bilder von der ungarischen Landesaussiedlung, von Marius Dost. — Auf dem Frühstündliche, Gedicht von Fr. K. Schmid. — Auf Capri. Novelle von Konrad Zellmann. Fortsetzung. — Papigno (Perugia). — Die Kraft des Niagaraalles. — Die schone Witwe, Roman von G. v. Dedenroth. Fortsetzung. — Aus allen Gebieten. — Schach. — Kleine Korrespondenz. — Illustrationen: Auf dem Frühstündliche, Zeichnung von G. Glacemell. — Nöbling (bei Wien) und seine Umgebung, Originalzeichnung von Rud. Wayer. — Bilder von der ungarischen Landesaussiedlung, Originalzeichnung von Th. Drehtwiler. — Papigno und das Räthel S. Angelo (Perugia), Zeichnung von G. Jann. — Aus unserer humoristischen Kasse, sechs Originalzeichnungen.

